AGB
E 77
4

E XX/4

E 77/4

Zerstreute Blätter.

von

J. G. Herder.

K: B: GYMNAS: BIBLIOTHEK BAMBERG

Vierte Sammmlung.

Gotha, 1792.
bey Carl Wilhelm Ettinger.

Staatliche
Bibliothek
Bamberg

Nach einem langen Aufschube kann ich Ihnen endlich, m. Fr., eine **vierte Sammlung zerstreuter Blätter** senden, die sich Ihnen, wie sie sind, selbst empfehlen mögen.

Zuerst finden Sie abermals eine **Blumenlese aus morgenländischen Dichtern**. Der Titel wird Ihnen keine Ziererei scheinen, wenn ich bemerke, daß ein großer Theil dieser Lehrsprüche aus **Sadi's Blumengarten** oder **Rosenthal**, und ähnlichen Sammlungen genommen ist. Warum sollten auch Griechenland und Rom allein ihre Anthologieen haben? Sind nicht die

schönsten Blumen unsrer Gärten morgenländischer? ist unsre Rose nicht Persischer Abkunft?

Als eigentliche Kunstwerke verpflanzte ich indessen diese schönen Kinder der Phantasie und des Verstandes nicht. Sadi war mir in meinen jungen Jahren ein angenehmer Lehrer der Moral, dessen Einkleidungen oft die schönsten Sprüche der Bibel wie in einem neuen Gewande zeigen. Ich lade Sie also auch zu ihm als zu einem Lehrer der Sitten unter die Rose der schönsten Vertraulichkeit ein, der Vertraulichkeit nähmlich, die man mit seinem eignen Herzen pfleget. Stücke von ihm sind zwar oft übersetzt; schon 1678. soll eine deutsche Uebersetzung aus dem Französischen erschienen seyn, die ich nicht

kenne;

kenne: Olearius gab die seine 1697. und aus ihr sind manche Sentenzen Sadi's in die Sammlung deutscher Sinngedichte übergegangen. Da indessen diese Uebersetzung selten ist, und in Ansehung der Sprache manchen unlesbar seyn möchte: so konnte sie mich nicht hindern, daß ich aus **Gentius** Ausgabe nicht einige dieser Blumen nach meiner Art pflegte. Gentius, dem wir die ebengenannte prächtige Ausgabe des Sadi zu danken haben, war auch ein Deutscher.

Verzeihen Sie, wenn Sie in den **Rhapsodischen Gedanken** des zweiten **Stücks** einigen Enthusiasmus für diese Lehrart finden. Lust und Liebe zur Sache ist selten ohne Begeisterung für dieselbe, die man dem

Liebhaber billig auch verzeihet, ja gar von ihm fodert.

Die Unsterbliche des dritten Stücks möchte ich des Inhalts wegen empfehlen, weil ich den Glauben an diese Unsterblichkett für wichtig halte. „Wir sind nicht, wie jene Rotte sagt, von ungefähr geboh- „ren, und fahren wieder dahin, als „wären wir nie gewesen.„ Wird unsres Namens auch vergessen, so ist unser Leben, doch nicht „wie eine Wolke zergangen und wie ein Nebel verzehret und wie ein Schatte dahingefahren.„ Es ist die Selbstheit eines Wohllüstlings oder eines Tyrannen, zu glauben, daß mit uns das Weltall untergehe; vielmehr erstrecket sich der Geist der Humanität in seinen Wir-

kun-

kungen schon auf unsrer Erde über das Grab hinaus, und erzeugt oft alsdann eben die süssesten Früchte. Selbst die ungeheure Begierde der alten nach **namentlicher** Unsterblichkeit oder einer Fortdauer in **Denkmalen** halte ich nur für das Mißverständniß einer an sich wahren Pflicht und Lehre; man nahm nämlich, wie Kinder zu thun pflegen, das Symbol für die Sache, das darstellende Zeichen für die Kraft der Wirkung. Je mehr das Menschengeschlecht aus seiner Kindheit herauszugehen gezwungen wird, desto mehr darf es die Hülse wegwerfen, es muß aber am Kern haften. Freilich ists nur eine **menschliche** Unsterblichkeit, von der ich hier rede. Qua licet, aeternus es, könnte man mit dem Apollo, der

seinen Liebling in eine Blume verwandelte, sagen; aber auch diese Unsterblichkeit ist der Menschheit viel werth, ja die Grundlage ihrer ganzen Zusammenordnung.

— quotiescunque repellit
ver hiemem, Piscique Aries succedit
aquoso
tu toties oreris, viridique in cespite
vernas.

Aus dem Gebiet einer unsichtbaren Unsterblichkeit treten Sie zu Monumenten des sichtbaren Verfalls menschlicher Dinge und lesen ein paar Aufsätze über Denkmale der Vorwelt. Gerne möchte ich nach den Gesichtspunkten, die ich im ersten Stück angegeben, diese Aussichten über mehrere Völker

fort-

fortsetzen, weil bei jedem Volk sich eigne Resultate ergeben. Bei den Indiern sehen Sie z. B., daß und warum eine schöne Götterlehre nicht sogleich eine schöne Kunst gewähre? und im folgenden Stück wird es sich noch deutlicher zeigen, warum der Geschmack Ostasiens so sonderbar abweiche? Lassen Sie sich indeß durch diesen Mangel das nicht verleiden, was jene Völker wirklich Gutes haben; lesen Sie also auch meine Briefe über die Sakontala und die Sammlung von Gedanken einiger Bramanen ohne Vorurtheil für oder wider. Wo Ihnen in diesen der Geruch einer zu starken Würze vorkommt, da denken Sie, er ist von einer Indischen Pflanze.

Ueber das letzte Stück Tithon und Aurora mag ich nichts sagen. Es ist das Resultat vielfacher Lectur nnd Bemerkung, so daß, wenn ich jedem Satz seine historischen Beispiele hätte zufügen wollen, die Abhandlung gar leicht zu einem Buche gediehen wäre. Gnug, wenn Ihnen mein moralischer Blumengarten gefällt, wenn Sie in ihm hie und da Stärkung, Freude, Erholung finden.

Weimar,
den 7. April, 1792.

Herder.

Inhalt.

I. Blumen, aus morgenländischen Dichtern gesammlet. : : S. 1

II. Spruch und Bild, insonderheit bey den Morgenländern. Einige rhapsodische Gedanken. : : 105

III. Ueber die menschliche Unsterblichkeit. Eine Vorlesung. : : 147

IV. Ueber Denkmale der Vorwelt. Erstes Stück. : : : 185

V. Ueber Denkmale der Vorwelt. Zweites Stück. : : : 221

VI. Ueber ein morgenländisches Drama. Einige Briefe. : : : 263

VII. Gedanken einiger Bramanen. 313

VIII. Tithon und Aurora. 343

I.

Blumen

aus morgenländischen Dichtern

gesammlet.

Erstes Buch.

Lob der Gottheit.

Lob sei dem Ewigen Gott! Ihm nahet, wer ihm gehorchet;
wer ihm danket, genießt zwiefach des Gebenden Huld;
Wie der Athem, der in uns zieht, das Leben erweitert,
wie der Athem, den wir wieder verathmen, erquickt.

* * *

Seinem Knechte, dem wärmenden Ostwind' hat
er geboten,
daß er des Hauses Flur köstlich belege zum
Fest
Mit smaragdnen Tapeten. Er hat der Wolke be-
fohlen,
daß sie mit Ammenbrust Kräuter und Pflan-
zen erzieh',
Zartgebohrne Kinder. Zum neuen Jahre des
Frühlings *)
bringt er den Blumen ein Kleid, Zweigen
den blumigen Hut.
Seine Rechte verwandelt den Saft des Schilfes
in Zucker,
hebet den Dattelkern sprießend zur Palme
empor.

Wol-

*) Bei den Persern fängt das neue Jahr mit dem Frühlinge an. Die Gewohnheit der morgenländischen Könige, ihren Dienern und Lieblingen als Hausgenossen Geschenke und Kleider zu geben, ist bekannt.

Wolken und Wind und Himmel und Mond und Sonne beeifern
sich zum Dienste für Dich; diene mit ihnen, o Mensch.

* * *

Die an der Pforte des Heiligthums anbeten und feiren,
sprechen: „wir ehren Dich nicht, Höchster, wie Dir es gebührt.“
Die des Erhabenen Glanz in seiner Schöne beschreiben,
klagen, in Schrecken gehüllt: „Herr, wir erkennen Dich nicht.„
Fragete mich nun Einer nach Seinem Lobe; was soll ich,
ich Geistloser von Ihm sagen, der Zeichenlos ist?
Liebende geben sich hin zum Opfer ihres Geliebten,
und das Opfer verstummt —

* * *

Niedergebeuget das Haupt, saß einst ein Verehrer der Gottheit
tief in den Ocean seiner Betrachtung gesenkt;
Als er emporkam wieder vom tiefen Meer der Gedanken,
fragt ihn traulich ein Freund: bringest du uns ein Geschenk,
Aus dem Garten, in dem du gewesen? „Ich war in dem Garten,
sprach er, wo glänzend umher Rosen, die vollesten, blühn.
Sehnend nahet' ich mich, mir Schoos und Busen zu füllen,
meinen Freunden und Dir, Freund, zum erquickenden Gruß.
Aber betäubt und trunken vom Duft der himmlischen Blumen,
ließ ich sinken das Kleid, sank mir die brechende Hand.

* * *

Die

Die du die Liebe singst, o Nachtigall, lerne die Liebe
von der Mücke, die sich stumm in der Flamme verzehrt.

* * *

O Du, höher als jeder Gedank' und jegliche Meinung,
höher als jedes Bild, jegliche Rede von Dir,
Siehe, wir hörten und lasen, was je von den Vätern gesagt war,
sprachen darüber lang'; aus ist nun unser Gespräch.
Unser Leben am Ziel und unsre Beschreibung am Anfang.
Draußen der Pforte zu Dir stehen und staunen wir noch.

Der Betende.

Knechte dienen um Lohn, ein Käufer handelt um Waare:
sei im Gebet vor Gott weder ein Käufer, noch Knecht.
Lege das Haupt zum Boden und sprich: Erzeige mir, Höchster,
was dem Erbarmer gebührt, nicht was der Sünder verdient.

Der Spiegel im Dunkeln.

Wer aus Liebe zu Gott der Menschheit Pflichten entsaget,
sitzt im Finstern und hält immer den Spiegel vor sich.

Das Schweigen.

Lerne schweigen, o Freund. Dem Silber gleichet die Rede,
aber zu rechter Zeit Schweigen ist lauteres Gold.

Die Rede des Weisen.

Was nützet Ali's Schwert in seiner Scheide?
Was nützet Sadi's Zunge, wenn sie schweigt?
Was ist, o weiser Mann, die Zung' im Munde?
Ein Schlüssel ist sie zu des Kaufmanns Schatz.
Unaufgeschlossen kannst du nimmer wissen,
Ob edle oder schlechte Stein' er hegt.
Vor weisen Männern schweigen, ist oft Tugend;
Oft ist mit Reden sich hervorthun, Noth.

Das

Das wahre Lob.

Wer der Sterblichen weiß, was das Herz des
Sterblichen einschließt?
Wer als der Schreiber versteht eine versie-
gelte Schrift?
Schmähe mich also nicht mit falschem Lobe von
außen;
Lob, was ich selbst mir gab, dieses erfreuet
mich nur.

Staub und Edelgestein.

Edel bleibet der Edelgestein, und läg' er im
Staube;
flög er gen Himmel empor, bleibet der
Staub, was er ist.

Das

Das Aeussere und Innere.

Gab dem Zucker das äussere Rohr die liebliche Süße?
Oder war sie des Rohrs innrer verborgener Saft?
Duftet der Balsam wohl, weil Dir ein Krämer es sagte?
Oder erquicket er Dich selber in eigner Natur?
So der Weise. Der Plauderer gleicht der hallenden Trommel,
draußen ein fremdes Fell, drinnen ein leeres Gefäß.

Die Abkunft.

Rühme dich nicht des Stammes, von dessen Natur Du nicht mehr bist;
was von dem glänzenden Feuer stammet, wird Asche genannt.

Vor-

Vortheile der Schönheit.

Schönheit ist eine göttliche Kraft; sie raubet die Seelen,
zieht das Gemüth an sich, daß es so willig ihr dient.
Schönheit ist eine Salbe dem schwer verwundeten Herzen,
schließet das Innere auf; nichts ist verschlossen vor ihr.

Wohin ein Schöner tritt; er wird mit Ehr'
und Gunst empfangen, hätten ihn auch selbst
die eignen Eltern von sich weggebannt.

* * *

Eine Pfauenfeder lag zwischen Blättern des Korans,
Stolze, sprach ich, zu hoch ist diese Stelle für dich!
„Nicht!

„Nicht! antwortete sie. Wohin die schöne Gestalt kommt,
ist sie an ihrem Platz; jeder vergönnet ihn ihr.„

* * *

Ein schöner, artiger, folgsamer Jüngling,
wär' auch sein Vater widrig und verschmäht;
Er ist wie eine Perle, die man gern
aus ihrer Muschel zieht, und köstlich schätzt.

Gefährliche Schönheit.

Schönheit ist ein mißlich Geschenk. Sie machet den Liebling
eitel, und wenn sie entflieht, läßt sie ihn traurig und leer.

Die gute Gesellschaft.

Im Bade reichete mir einst
in meine Hand des Knaben Hand
ein Stückchen Erde voller Wohlgeruch.
„Bist Du, sprach ich, Ambra? bist du Muskus?
„Denn trunken entzündet sich an Dir mein Herz.„

Ich bin, antwortet sie, nur schlechte Erde;
doch war ich einge Zeit der Rose nah,
und ihre süße Kraft ging in mich über;
Für mich bin ich nur Erde, was ich bin.

Lockmanns Weisheit.

Von den Thoren hab' ich, sprach Lockmann, Weisheit gelernet;
was mir an ihnen mißfiel, hab ich mir nimmer erlaubt.

Ga-

Gabe der Vernunft.

Wem das Gehör der Vernunft versagt ist, kann
er ihr folgen?
Wen fortziehet das Glück, wird er nicht
folgen dem Glück?
Lieblingen Gottes allein wird Nacht zum hellesten
Tage;
Keines Armes Gewalt schaffet die Helle sich
selbst.

Der Weg zur Wissenschaft.

Sag', o Weiser, wodurch du zu solchem Wissen
gelangtest?
„Dadurch, daß ich mich nie andre zu fragen
geschämt.„

Der Edelste.

Als Chatem-Tai, der Freigebige,
gepriesen ward, er sei der Edelste
der Menschen, über ihn sei keiner mehr!
sprach er: „Der bin ich nicht. Als Ich einmal
vierzig Kameele meinen Gästen gab,
fand auf dem Feld' ich einen armen Mann,
der Dorn und Disteln sammelte, dafür
sich Mittagbrod zu kaufen. Unbekannt
sprach ich ihn an: „Warum, Mühseliger,
arbeitest du, und gehest lieber nicht
zu Chatem-Tai's Haus, wo jeder jetzt
im Ueberflusse speiset?„ „Wer das Brot,
antwortet' er, sich selbst erwerben kann,
hat Chatem-Tai's Haus nicht nöthig.„ Der,
ihr Freunde, war ein Edlerer als ich.

Haus

Haus und Hof.

Kleider, die uns ein König verehrt, sind herrliche Kleider;
aber ein eigen Gewand, auch ein geringeres, ziemt.
Köstlich schmecken Gerichte bei Tafeln prächtiger Herren;
aber ein eignes Mahl, sicher und frölich, ernährt.

Unwürdiger Gewinn.

Schmecket die Speise dir süß, die Du durch Betteln erkauft hast?
Zieret das Kleid dich wohl, das dir die Schande gereicht?

Salz.

Nuschirvan, der Gerechte, speist' einmal auf seiner Jagd im freien Felde. Salz gebrach ihm. Holet, sprach er, Salz, im nächsten Hause; doch bezahlt das Salz. „Wie? sagten seine Diener, großer König. bekümmert dich die Kleinigkeit, das Salz?“
Aus solchen Kleinigkeiten, sprach Nuschirvan,
ist aller Druck entstanden, der die Welt drückt.„

Alles Uebel der Welt ist aus dem Kleinsten entsproßen;
Klein war der Anfang stets jeder unedlen Gewalt.
Brach der König nur Einen Apfel vom Baume des Armen;
hieben die Knechte sofort, nieder zur Wurzel, den Baum.

Eig-

Eignete er fünf Eier sich zu; sie nahmen der Hennen
hundert. Der Thäter entwich; aber die Sitte verblieb.

Das Bleibende.

Gleich dem Winde verfliegt das Leben mit seinen Gestalten,
Schmerz und Freude verrauscht, Bittres und Süßes entflieht;
Aber das Unrecht bleibt, das der Unterdrücker verübte,
Unsere Quaalen entfliehn; seine begleiten ihn fort.

Der Heuchler.

Sage dem Heuchler: es ist der Koran vom Himmel gekommen,
daß er die Menschen erzieh', nicht um bemahlet zu seyn
Mit des Apostels Bilde. Der Priester sonder Erkenntniß
gleicht dem niedrigen Fuß, ohne des Sehenden Haupt.
Löblicher ist der Sünder, der reuig zum Boden die Stirn neigt,
als der Andächtige, der stolz in die Wolken sich hebt.

Der Fromme und der Weise.

Werde vom Frommen ein Weiser. Der Fromme rettet sich selbst nur;
aber der Weise hilft, wem und worinn er es kann.

Das

Das Kleid des Geistlichen.

Wisse, mein Sohn, ein geistliches Kleid ist
das Kleid des Erbarmens
und der Geduld; ihm ziemt Zorn und Gehäßigkeit nicht.
Kannst du nicht Unrecht dulden, so lege das Priestergewand ab;
oder du lügest ihm, und es wird Schande
für dich.
Würde das Weltmeer trübe von Einem geworfenen Steine?
Trübet ein Steinwurf dich, bist du ein sumpfiger Pfuhl.

Der Tapfere.

Der ist der Tapfere nicht, der den zornigen Löwen hervorlockt;
Der ists, der auch im Zorn gütig die Worte
beherrscht.

Der Papagai und Rabe.

Ein Papapai und Rabe fanden sich
in Einem Vogelbauer eingesperrt.
Der Papagai erschrack vorm häßlichen
Gesellen, und sprach voller Unmuth so:

„Welch eine widrige Gestalt! Sein Blick,
und seine Art, wie sie abscheulich sind!
O Rabe, wäre zwischen mir und dir
ein Raum von Orient zu Occident.

Wer dich am Morgen erblickt, dem wird die Schöne des Morgens
Nacht. Er beginnt mit dir einen unseligen Tag.
Ein Unholder gehört nur mit Unholden zusammen;
aber wo fändest Du irgend noch Einen, wie Dich?„

Und

Und wie dem Papagei des Raben, war
dem Raben auch des Papagei Gesellschaft.
Er streicht die Klauen, klagt sein Schicksal
an,
und wünschet sich, in Würde zu spatziren
mit Seinesgleichen auf der Gartenmau'r.

„Gütiger Himmel, was hab' ich verübt, daß
diesem Unedlen,
diesem Thoren du mich, Ihm zum Gesellen
erkohrst?
Wäre sein Bild an der Mauer gemahlt; ich flöge
von dannen,
wär' er im Paradies, flög' ich zur Höllen
hinab.
Einem geistlichen Mann, dem Raben, o schänd-
liche Strafe,
die ihn mit Papagei'n, Schwätzern und
Buben gesellt!"

* * *

So fand sich einst ein ernster Derwisch im
Gelag der Lustigen. Er saß betrübt
bei ihren Schwänken, bis ein Freier sprach:

„Findest du dich beleidigt von Uns? So beleidest
du uns auch:
warum kommst du hieher? da wir nicht kom-
men zu dir.
Hier bist du wie ein dürres Holz im Garten der
Anmuth,
wo eine Blume sich frölich der andern ver-
mählt;
Bist ein widriger Wind für unsre Segel, der
Schnee bringt,
bist ein unschmelzbar Eis mitten in schmel-
zender Luft.

Ver-

Verschwendete Mühe.

Und regneten die Wolken Lebensbäche;
Nie wird der Weidenbaum dir Datteln tragen.
Verschwende nicht die Zeit mit schlechten Menschen;
Gemeines Rohr wird nie dir Zucker geben.

Kannst du ein gutes Schwert aus weichem Thone dir schmieden?
Aendert, von Menschen gehegt, je sich des Wolfes Natur?
Ists nicht Einerlei Regen, der hier auf salzigem Boden
Distel und Dornen erzieht, Blumen den Gärten verleiht?
Also verschwende du dir nicht Samen und köstliche Wartung:
Böses den Guten, und Guts Bösen erzeigen, ist Eins.

Vergangenheit und Zukunft.

Glücklich, wer das Vergangene sich vorsetzet zum Lehrbild,
Daß er der Zukunft nicht selber ein Warner der sei.
Also scheuet der Vogel den Ort, wo Vögel berückt sind;
Nimm Beispiele, damit du sie nicht anderen giebst.

Strenge gegen sich selbst.

Strenge gegen dich selbst, beschneide die üppige Reben;
desto fröhlicher wächst ihnen die Traube dereinst.

Zweites Buch.

Der Redner und Zuhörer.

Tadle den Redner nicht, für dessen Rede das Ohr dir
fehlet; der Lehrer giebt Lehre, nicht Herz und Verstand.
Bring' ihm ein weites Gemüth, ein großes Feld der Begier mit,
daß er mit Blumen und Frucht frölich besäe das Feld.

Unwissenheit.

Unwissenheit ist vor dem Tode Tod.
Lebendge Gräber sind Unwissende;
Wer nicht durch Lehre seinen Geist erweckt,
weiß nichts von Auferstehung aus dem Schlaf.

Scherz und Ernst.

Sage dem Klugen ein Wort; er wirds zur Lehre sich nehmen;
selbst dein spielender Scherz wird ihm ein warnender Ernst.
Lies dem Thoren dagegen auch tausend Kapitel der Weisheit;
seinem unweisen Ohr dünken sie nichtiger Scherz.

Wissenschaft für Andre.

Wer für Andre nur weiß, der trägt wie ein Blinder die Fackel,
leuchtet voran, und geht selber in ewiger Nacht.

Die Rüstung.

Weisheit und Wissenschaft sind Waffen gegen
das Laster;
Du, ein gewaffneter Mann, willt sein Ge-
fangener seyn?
Irrt der Blinde, so zeigt mitleidig jeder den Weg
ihm;
stürzet der Seher hinab, wird er von Allen
verlacht.

Wissen ohne That.

Ohne die That ist Wissen, wie ohne Honig die
Biene:
sage der Stolzen: „warum schwärmest du
müßig und stichst?„

Die Schlinge.

Eine Schlinge kenn' ich; sie fängt den schnellesten
Vogel:
Eine Fessel, sie zwingt auch den gewaltigsten Mann.
Lieb' ist diese Schlinge; das Haar der Geliebten,
die Fessel,
die uns Gedanken und Muth, Willen und
Tugend bestrickt.

Der Honig.

Der du nach Weisheit fliegst, bewahre den Fuß
und den Flügel
vor dem Honig der Lust; oder du klebest
daran.

Un-

Unglückliche Krankheit.

Unglückseliger Kranker, der Honig und Zucker verlanget,
wenn ihm die Aloe nur Rettung und Hülfe verleiht!
Kann das Auge genesen, das haftend am Auge des Andern
nach dem Pfeile verlangt, der es mit Schmerze durchbohrt.

Das Schwere.

Leichter ist es der Seele, die schwersten Schmerzen zu dulden,
als dem Auge, sich selbst seinem Geliebten entziehn.

Die Fahne und der Teppich.

Zu Bagdad im Pallaste redet' einst
Die Kriegesfahne so den Teppich an:
„Wir, Eines Herren Diener, Ich und Du,
wie anders gar ist unser Dienst und Lohn!
Ich, matt von Zügen, und mit Staub bedeckt,
bin ohne Rast und Ruh, auf Reisen stets,
und allenthalben der Gefahr voran.
Du, fern von Wüsten; Staub, Gefahr und Müh,
von Schlachten fern und von Belagerung,
weilst hier am Hofe unter Jünglingen
und Jungfraun, schöner als der schöne Mond
von Salben duftend, mir an Herrlichkeit
und Ehre weit voran. Ich, in der Hand
der Diener, jetzt der rauhen Winde Spiel,
jetzt eingefesselt und dahin gestellt. —„

Der

Der weiche Teppich sprach: dagegen hebst
du auch dein stolzes Haupt zu Sternen auf;
ich liege hier zu meines Herren Fuß
und bin als Sklave nur geehrt und reich.
Wer Ehrsuchtvoll sein Haupt erhebet, der
sucht in der Höhe selbst Gefahr und Sturm.„

Königes Dienst.

Rühme dich nicht des Dienstes, den du dem König erzeigest,
Gnade hält er es dir, daß er zum Dienst dich gebraucht.

Könige und Weise.

Weisere Männer bedörfen minder der Könige Freundschaft,
als der König des Raths weiserer Männer bedarf.

Der taube König.

Stelltest du taub dich, König? O zieh aus den Ohren die Wolle;
Uebe Gerechtigkeit; oder dein Richter erscheint.
Alle des Adams Söhne sind Glieder untereinander;
leidet ein Einiges Glied, jedes empfindet den Schmerz.
Bist du allein nicht, der ihn empfindet, so nenn', o du Einzger,
dich nicht unsres Geschlechts, nenne nicht König dich mehr.

Die zertretne Mücke.

Weißt du nicht, wie der Mücke dir unterm Fuße zu Muth sei?
Eben wie dir, wenn dich ein Elephante zertritt.

Das Kameel und das Kind.

Hundert der Meilen folgt das Kameel dem leitenden Kinde,
daß es den Hals auch nicht gegen den Zügel erhebt.
Aber führet der Weg das Gebürg' hinunter zum Abgrund,
reißet den Zügel es kühn, sich zu erretten, hinweg.
Löblich ist es den Menschen, dem leitenden Zaume zu folgen;
Aber zum Abgrund' hinab, wehe den Folgsamen dann!

Der mächtige Baum.

Ueber den Himmel erhebt der Baum wohlthätiger Milde
seinen Gipfel, und weit breitet die Wurzel er aus.
Willt du von seinen Zweigen dereinst die Früchte genießen,
haue den Stamm nicht um, rücke die Milde nicht auf.

Stolz und Güte.

Süß ist der koloquintene Trank, den Güte dir darreicht;
bitter der Zucker, den uns murrend der Stolze verehrt.

Fro-

Frohe Milde.

Nicht leichtsinnig eröfne die Thür freigebiger Milde;
aber geöfnet schleuß nimmer mit Härte sie zu.
Nicht zum salzigen Pfuhl, es eilt der durstende Pilger,
Vogel und Ameis' eilt hin zum erquickenden Quell.

Gottes Lieblinge.

Wie du des Königes Huld durch seinen Liebling erlangest,
also des Ewigen Huld, wenn du die Menschen erfreust.

Schonung des Namens.

Der große Alexander ward gefragt,
wie er so größ're Kön'ge übermocht?

„Durch Gottes Schickung, sprach er; aber nie
beleidigte ich Einen Ueberwundnen,
daß ich von seinem König' übel sprach.„

Groß zu achten ist nicht, wer große Namen verkleinert;
Strafe, Befehl und Macht, Reichthum und Hoheit vergeht.
Aber der Name bleibet! Und willt du, daß deiner geehrt sei,
sei der Verstorbenen Ruhm dir auch im Namen geehrt.

Der Schmeichler.

Gegenwärtig bei dir ist jeder Schmeichler dem Lamm gleich,
der abwesend dich selbst gleich einem Wolfe zerreißt.
Traue dem Manne nie, der fremde Gebrechen dir aufdeckt;
wisse, daß eben so gern andern er Deine verräth.

Der Verläumder des Freundes.

Achtest du werth den Stein, der deinen Spiegel zertrümmert?
Und ein verläumdender Feind machet den Freund dir verhaßt?

Feinde und Freunde.

Freund' und Feinde kommen von Gott; wie rinnende Bäche
hat er in seiner Hand ihrer Gesinnungen Lauf.
Trift dich ein böser Pfeil: den Pfeil schnellt freilich der Bogen,
aber bemerke die Hand, welche den Bogen regiert.

Vorwürfe.

Gottes Strafen entgehn kannst Du durch reuige Beßrung;
aber der Menschen Schmach tilget auch Besserung nicht.
Dulde den Vorwurf still, und danke Gott für die Wohlthat,
daß du dich besser fühlst, als dich ein Sterblicher wähnt.

Gott und der Mensch.

Gott sieht die Fehler, und decket sie zu; der menschliche Nachbar
sahe sie nicht, und erzählt, was er nicht sahe, der Welt.
Wüßten die Menschen, o ewiger Gott, von Menschen, was du weißt,
Niemand der Lästernden mehr hätte vor Lästernden Ruh.

Der gute Mann und der Sünder.

Gehet der gütige Mann dem Sünder vorüber; er gehet
schonend vorüber, und deckt seine Gebrechen nicht auf.
„Hab ich gefehlet, warum willt Du auch, Heiliger, fehlen?
daß du mich stolz und kalt, wie ein Ungütiger, schmähst.„

Die Lüge.

Im Unmuth hieß ein König Augenblicks
den Sklaven tödten, der ihm mißgefiel.
Beraubet aller Hoffnung, stieß verzweifelnd
der Arme Lästrung aus. So greifet Der,
der nicht entfliehn kann, selbst ins scharfe Schwert.

„Was spricht er?„ fragt der König. „Herr, er spricht:
(antwortet ein verständger Mann am Thron.)
Das Paradies ist Derer, die den Zorn
bezähmen, und dem Sterblichen verzeihn!„

„So sei ihm dann verziehen!„ sprach der Fürst.

„Nicht also!„ fiel ein Höfling ein.„ Monarchen
muß man die Wahrheit sagen. Herr! er schalt!„

„Und

„Und hätt' er auch gescholten! sprach der König.
Die Lüge dieses guten Mannes war
mir nützlicher, als deine Wahrheit. Sie
besänftigte mein Herz; du bringst es auf.„

* * *

Des Menschenfreundes Lüge in der Noth
Ist edler, als des Menschenhassers Wahrheit.

Der langsame Pfeil.

Drücke den Pfeil zu schnelle nicht ab, der nimmer zurückkehrt:
Glück zu rauben, ist leicht; wiederzugeben, so schwer?

Wir-

Wirkung des Zornes.

Mäßige deinen Zorn; es fallen die Funken des Zornes
Erst auf dich; auf den Feind, wenn sie ja treffen, zuletzt.

Gewalt und Güte.

Weiche Seide zerschneidet das scharf-einhauende Schwert nicht;
Stärker als alle Gewalt ist ein nachgebender Geist.
Güte bezwang die Welt. Mit sanften freundlichen Worten
magst du den Elephanten leiten am Einzigen Haar.

Die Beleidigung.

Schmettre den Stein nicht gegen die Mauer;
er prallet zurück dir;
oder es reißt sich ein Fels los von der Mauer
auf Dich.

Der Beleidigte.

Wen du beleidiget hast, und hättst Du ihm,
zur Versöhnung,
tausend Gutes erzeigt, traue dem Manne
nie ganz.
Zogst du den Pfeil aus der Wunde, so bleibt doch
lange der Schmerz nach;
und im tiefen Gemüth wohnet am tiefsten
ein Groll.

Der Mürrische.

Mensch von böser Natur, du bist in feindlichen Händen;
Wo du auch seyst, du entgehst deinem Gefängnisse nicht,
Nicht den Klauen, die fest dich halten. Und stiegst du gen Himmel,
nimmst du den quälenden Geist, nimmst du die Hölle mit dir.

Der aufsteigende Seufzer.

Nicht vom Walde der brennt, steigt so zum Himmel der Rauch auf,
wie des gepreßten Manns Seufzer gen Himmel sich hebt.

Die

Die Bestimmung.

Thränen und Seufzer löschen nicht aus die Tafel des Schicksals;
Bitten und Schmeicheleyn ändern kein Pünktchen auf ihr.
Kümmerte sich der Engel, der über die Winde gesetzt ist,
ob sein brausender Hauch irgend ein Lichtchen verweh'?

Das Roß und der Esel.

Hurtiger Reuter, gedenke doch auch des leidenden Lastthiers,
das, mit Dornen bedeckt, ächzend im Pfuhle verdirbt.

Zufriedenheit.

Willt du dir Hoheit wünschen; du kannst nichts
höheres finden,
als der Zufriedenheit unüberwindliche
Macht.
Habe der Reiche Gold; die Geduld des Armen
ist mehr werth,
als sein goldener Schatz, welchen die Sorge
bewacht.
Theile Biram *) den Armen das größte Wild
zum Geschenk aus:
wieget der Halm doch mehr, welchen die
Ameise bringt.

*) Ein großer Jäger Orients.

Drites Buch.

Morgengesang der Nachtigall.

Weißt du, was die Nachtigall singt? An jeglichem Morgen
singt sie: „wer bist du, Mensch, daß dich die Liebe nicht weckt?
Siehe, das Lüftchen weht, es säuseln die Blätter der Bäume;
Jegliche Blume fühlt sich neu gestärket und jung.
Jegliches Blatt der Rose wird Zunge, den Schöpfer zu preisen,
Zunge wird jegliches Laub; und du verstummest, o Mensch?„

Der nächste Freund.

Näher als ich mir selbst, ist mir die Güte des
Schöpfers;
Wie dann, daß ich von ihm öfter mich fühle
so fern?
Kann ich den Freund, der in Armen mich hält,
abwesend beweinen?
Kann ich mich Dem entziehn, der mir mich
selber geschenkt?

Gottes- und der Könige Furcht.

Fürchteten Gott wir so, wie wir die Könige
fürchten,
Engel wären wir dann, machten zum Him-
mel die Welt.

Die heitere Stirn.

Suchst du Hülfe des Freundes, so suche mit
heiterm Gesicht sie;
leichter gedeihet ein Wort unter der frölichen
Stirn.
Mußt du des Herzens Kummer auf Erden Einem
vertrauen,
gehe zum heitern, er ist auch der barmherzi-
ge Mann.

Der Verstoßene.

Allenthalben irret umher, wen Gott von der
Thür stößt;
Wem er sie öfnet, den nimmt jeder mit Gü-
tigkeit auf.

Die eigene Weise.

Jeglichem dünkt sein Witz und seine Weise die beste,
wie sein eigenes Kind Jedem am schönsten gefällt.
Wäre Verstand und Geist von unsrer Erde verschwunden;
glaubete Jeglicher doch: „Meinen behielt ich zurück.„

Vernunft und Sprache.

Reden erhöhet der Menschen Geschlecht hoch über die Thiere;
Sprichst du ohne Vernunft, stehet das Thier dir voran.

Kunst und Glück.

Nicht durch Streben allein erlangt man Ehren
und Reichthum;
Mehr als alle Gewalt fördert ein günstiges
Glück,
Hingen hundert der Künste dir auch an jeglichem
Haupthaar;
alle hangen umsonst, kränzet das Schicksal
sie nicht.

Wissenschaft ohne Anwendung.

Wer sich um Weisheit müht, und nicht anwen-
det die Weisheit,
gleicht dem Manne, der pflügt, aber zu
säen vergißt.

Der

Der Lechzende.

Dem Lechzenden, der in den Wüsten irrt,
was hilft ihm Edelstein und Perle? Nur
Ein Tropfe Wassers, ihn erquickend, wär'
ihm mehr als alle Perlen Orients.

„Wollte der Himmel mir, noch eh ich sterbe, nur Eine
Bitte gewähren: (so sprach ächzend ein Durstiger einst.)
„Einen rinnenden Strom, der bis an die Kniee mir reichte,
daß ich mit Freuden in ihm füllte den trocke-nen Schlauch.„

Er sahe nicht den Strom; und als man ihn,
verschmachtet in der Wüste liegen fand,
lag

lag vieles Gold vor ihm, und diese
Schrift:
„Was half dem Tsafer Edelstein und
Gold?
Verschmachtet liegt er hier —

Leben und Gut.

Güter sind uns gegeben, des Lebens Last zu er-
leichtern;
Nicht das Leben, um uns schwer zu beladen
mit Gut.
Glücklich ist, wer genießet und sä't; wer stirbt
und zurückläßt,
Hieß ein reicher, und war nur ein unglück-
licher Mann.

Der Handelsmann.

Ein Kaufmann, der zweihundert lastbare
Kameel' und Knechte, Diener ohne Zahl,
und zahllos Gut besaß, nahm einst mich in
sein Haus und sprach die ganze Nacht hindurch:

„Hier hab' ich einen Kaufbrief auf so viel
Besitz: hier eine Handschrift auf so viel
an Geld, mit guter Bürgschaft. Dieser ist
mein Handelsfreund in der Türkei; ich denke
nach Alexandrien anjetzt zu gehn.
Die Luft ist da gesund; nur fürcht' ich mich
vorm Meer bei Magrib. Immer aber muß,
eh ich zur Ruhe mich begeben kann,
ich doch noch Eine Reise thun.„

„Wohin?„
sprach ich.

„Ich

„Ich führe Parthischen
Schwefel zum Indus: denn da gilt er viel.
Sinesische Geschirre bring' ich dann
zurück nach Griechenland; und Seidenzeug
von da nach Indien. Aus Indien
Stahl nach Aleppo; aus Aleppo Spiegel
nach Yemen in Arabien; von da
Kamlot nach Persien und andres mehr. — —
Dann geb' ich meinen schweren Handel auf
und setze mich in Ruh. Nun, Sadi, sage
auch du mir, was du Guts gehöret hast.

„Ich hörte, sprach ich, auf dem Felde Gur,
als einer Karawane Führer vom
Kameele fiel und todt am Boden lag,
Jemanden sagen: „eines Menschen Auge,
die enge Höle, füllt nur Zweierlei:
Genügsamkeit, und wo nicht die, das Grab.„

Das

Das Unersättliche.

Weißt du was nie zu ersättigen ist? Das Auge der Habsucht:
Alle Güter der Welt füllen die Höle nicht aus.

Falschheit und wahrer Werth.

Ein verständig-nützlicher Mann ist die güldene Münze;
wo sie erscheinet, kennt Jeder der Köstlichen Werth.
Stand und Geburt dagegen, sie sind geprägetes Leder;
über der Grenze hinaus gelten sie das, was sie sind.

Der Reiche und Arme.

Siehe den stolzen Reichen, den übergüldeten Erdklos;
Siehe das gute Gold, schmählich mit Staube bedeckt.
Und doch wundre dich nicht. Einst stand in dürftigen Kleidern
Moses; es prangte vor ihm Pharao's goldener Bart. *)

Das Gold.

Leichter gewinnest du Gold tief aus dem Schoosse der Erde,
als vom Reichen; er läßt eher die Seele von sich.

*) Die Morgenländer erzählen viel von diesem prächtigen mit Gold und Edelgesteinen durchflochtenen Königsbarte, der jedermann Entsetzen eingeflößt haben soll.

Mäßigkeit.

Liebte der Arme den Fleiß und die Mäßigung: wäre der Reiche
billig; die Erde säh keinen Bedrängeten mehr.

O Mäßigkeit, Du, ohne die kein Reichthum
auf Erden ist, o mache Du mich reich.
der Winkel der Geduld war Lockmanns Winkel;
denn nie wird Weisheit ohne durch Geduld.

Wünsche.

Hätte die Katze Flügel, kein Sperling wär' in der Luft mehr.
Hätte, was Jeder wünscht, Jeder; wer hätte noch Was?

Lied eines Wanderers.

Trägt ein Kameel mich nicht; so trag' ich auch nicht wie ein Lastthier;
Glücklich bin ich; ich bin weder ein König, noch Knecht.
Weiß vom Kummer der Noth, weiß nichts von Sorge des Reichthums,
athme den Athem frei, lebe mein Leben mir selbst.

Die Dornen am Wege.

Viel sind Dornen am Lebenswege, doch keine der Dornen
ritze von Deiner Hand Eines Mitwanderers Herz.

Der König und der Bettler.

„Dann ist am wohlsten mir, so sprach ein prassender König,
wann mich auf Erden nichts, Gutes und Böses nicht kränkt.„
Mächtiger, sprach ein Bettler, der nackt lag unter dem Fenster,
Ist dies Königes Glück, bin ich so glücklich wie du.

Joseph.

Als der Hunger Aegypten drückte, speisete Joseph
Wenig, und wußte stets, wie es dem Hungrigen sei.

Gebrauch der Güter.

Aloëholz, das der Kasten verschließt, ist jeglichem Holz gleich;
auf die Kohle gelegt, athmet es süßen Geruch,
Reicher, gebrauche das Gut, das zum Gebrauche dir Gott gab;
Wer nicht säet, dem wächst nimmer ein fröhlicher Halm.

Die lieblichste Traube.

Willt du wissen, o Mann, wem deine süßeste Traube
wohl am süßesten schmeckt? Sende dem Lechzenden sie.

Das offne Auge des Todten.

Ein König sah im Traum einst seiner alten
Vorfahren Einen, der vor hundert Jahren
regieret hatte. Asche war sein Leib;
doch seine Augen, offen in dem Sarge,
sie blickten hell umher. — Er fragt die Weisen,
was das bedeüte? Und ein Frommer sprach:
„Mit offnen Augen siehet er sein Reich
in fremden Händen, ohne Rast und Ruh.

O wie viele, wie hochberühmte decket die Erde;
Und sie verließen auf ihr keine wohlthätige Spur!
Aber Nuschirwan lebt, noch unvergessen im Tode,
Er, der gerechte Fürst, Er, der gutthätige Mann.

Folge Nuschirwan Du, und gewinne das Leben zum Wohlthun,
ehe die Stimme ruft: „nun ist auch Dieser nicht mehr.„

Umschrift der Krone des Königes Kosru.

Was sind viele Jahre? was ist das längeste Leben?
Sterbliche gehen stets über Gestorbenen hin.
Diese Krone, sie trugen vor uns so viele Monarchen,
Auf wie viele nach uns gehet sie künftig hinab!

Die Nutzlose Misgunst.

Niedrige Seelen wünschen dem Glücklichen Jammer und Unglück,
schauen die Sonne mit Gram, die dem Zufriedenen lacht.
Doch wenn Eulen und Fledermäus' am Mittag erblinden
und verwünschen das Licht; dunkelt die Sonne darum?

Feindes Rath.

Frage den Feind um Rath; doch nicht um dem Rathe zu folgen:
Zeigt er zur Linken dir, gehe zur Rechten den Weg.

Der Lehrer und Schüler.

Lehre den Schüler, o Freund, nicht jede der Künste, die du kannst;
Eine behalte dir vor, würde der Schüler dein Feind.
Mancher lernte die Kunst des Bogens; sie zu beweisen
nahm er den Lehrer zuerst, nahm ihn vor allen zum Ziel.

Verstand und Gemüth.

Mannes Verstand zeigt oft auch Eine flüchtige Stunde;
Mannes Gemüth bewährt oft mit den Jahren sich erst.

Der Zufall.

Ein seltnes Glück macht keine Regel. Einst
gefiel dem Perserkönig seinen Ring,
den schönsten Edelstein, auf einer Kugel
zum Preise Dem zu setzen, der ihn traf.
Es schoßen alle Kunsterfahrenste;
und keiner traf den Ring. Ein Knabe traf
ihn,
der unerfahren und von ungefähr
vom Dache schoß. Das Glück gab ihm den
Preis.

Schnell warf er Pfeil und Bogen hin ins
Feu'r;
„Daß, sprach er, ungekränkt mein Ruhm mir
bleibe,
soll dieser erste Schuß mein letzter seyn.„

Lang-

Langsames Glück.

Langsam-kommendes Glück pflegt auch am längsten zu weilen;
Schnelle Vortreflichkeit stehet am ehesten still.
Vögel, entschlüpfend dem Ei, sind was sie sollen von Anfang;
Langsam wächset der Mensch, aber zum Herrscher der Welt.

Freundschaft der Könige.

Traue des Königes Huld, wie der hellen Stimme des Knaben:
Jene zerstöret ein Wahn, diese verändert ein Traum.

Ge-

Gelegenheit.

„Wärst du mit einer Schönen still allein;
verschlossen sind die Thüren; alles schläft,
und deine Lust erwacht. Die Dattel, sagt
der Araber, ist reif, und niemand ist,
der sie zu brechen wehrt; wie? bliebe dann
noch dein Gewissen unbefleckt und rein?„
So fragte man einst einen frommen Mann.

„Und blieb' es, sprach er, rein; entging' ich auch
der bösen That; Nachreden und Verdacht
wär' ich doch nicht entgangen. Also flieh
die That nicht nur; flieh die Gelegenheit.„

Anfang des Uebels.

Das junge Bäumchen, eh es Wurzel schlägt,
Entnimmst du seinem Ort mit leichter Hand;
Gewurzelt wird es kaum ein stark Gespann
Mühsam entreißen seinem vesten Platz.

Diese Quelle bedecket ein Krug; doch laß sie ein Strom seyn,
Watet der Elephant selber mit Mühe durch sie.

Das Flüchtige.

Geld in des Armen Hand, und Geduld in des Liebenden Seele,
Und das Wasser im Sieb' eilet und fliehet davon.

Alte Bekanntschaft.

In einem Blumenkruge hatt' ein Kraut
den Rosenbusch umschlungen. „Wie dann?
sprach ich,
kommst du hieher?„ „O laß mich, sprach das
Kraut,
Ich bin der Rose Miterzogene
vom Garten her, und alte Freundschaft pflegt
nach Treue man zu schätzen, nicht nach Werth.„

Vier-

Viertes Buch.

Der Trauerbote.

Sei kein Trauerbote. Die liebliche Nachtigall singet
fröhlichen Frühling, und läßt Eulen den Leichengesang.

Der Gesang der Nachtigall.

Höre, die Nachtigall singt: der Frühling ist wieder gekommen!
Wiedergekommen der Frühling, und deckt in jeglichem Garten
Wohllustsitze, bestreut mit den silbernen Blüthen der Mandel.
Jetzt sei fröhlich und froh; er entflieht, der blühende Frühling.

Gärten und Auen schmücken sich neu zum Feste
der Freude;
Blumige Lauben wölben sich hold zur Hütte der
Freundschaft.
Wer weiß, ob er noch lebt, so lange die Laube
nur blühet?
Jetzt sei fröhlich und froh; er entflieht der blü-
hende Frühling.

Glänzend im Schimmer Aurorens erscheint die
bräutliche Rose;
Tulpen blühen um sie, wie Dienerinnen der
Fürstin:
Auf der Lilie Haupt wird Thau zum himmlischen
Glanze;
Jetzt sei fröhlich nnd froh; er entflieht der blü-
hende Frühling.

Wie die Wange der Schönen, so blühen Liljen
und Rosen;
Farbige Tropfen hangen daran wie Edelge-
steine.
Täusche dich nicht; auch hoffe von keiner ewige
Reize.
Jetzt sei fröhlich und froh; er entflieht der blü-
hende Frühling.

Tulpen und Rosen und Anemonen, es hat sie
der Sonne
Strahl mit Liebe geritzt, Blutroth mit Liebe ge-
färbet;
Du, wie ein weiser Mann, genieße mit Freun-
den den Tag heut,
Und sei fröhlich und froh; er entflieht, der blü-
hende Frühling.

Denke der traurigen Zeit, da alle Blumen er-
krankten,
Da der Rose das welkende Haupt zum Busen
hinabsank;
Jetzo beblümt sich der Fels; es grünen Hügel und
Berge.
Jetzt sei fröhlich und froh; er entflieht, der blü-
hende Frühling.

Nieder vom Himmel thauen am Morgen glän-
zende Perlen;
Balsam athmet die Luft; der niedersinkende Thau
wird,
Eh er die Rose berührt, zum duftigen Wasser der
Rose.
Jetzt sei fröhlich und froh; er entflieht, der blü-
hende Frühling.

Herbstwind war, ein Tyrann, in den Garten
der Freude gekommen;
Aber der König der Welt ist wieder erschienen,
und herrschet,
Und sein Mundschenk beut den erquickenden Becher der Lust uns.
Jetzt sei fröhlich und froh; er entflieht der blühende Frühling.

Hier im reizenden Thal, hier unter blühenden
Schönen
Sang, eine Nachtigall, ich der Rose. Rose der
Freude,
Bist du verblühet einst, so verstummt die Stimme des Dichters.
Drum sei fröhlich und froh; er entflieht, der blühende Frühling.

Anmuth des Gesanges.

Süßer Gesang, er hält die rollenden Wellen im Lauf auf:
fesselt der Vögel Flug, zähmet der Thiere Gewalt.
Süßer Gesang, er fängt das Gemüth der Menschen. Sie haben
gerne den Mann um sich, der ihre Sinnen erquickt.

Verlohren lauscht das Ohr dem süßen Ton:
„Wer ist es, der zwo Saiten ihm entlockt?„
Er labet, wie der Wein beim Abendroth,
und Ohr und Seele schlürfen sanft ihn ein.

Mehr als die Schönheit selbst bezaubert die liebliche Stimme;
Jene zieret den Leib; sie ist der Seele Gewalt.

Macht des Gesanges.

Felsen hallen zurück den Gesang der Flöte des Hirten,
Horchend des Führers Ton hüpfet das wilde Kameel.
Tulpen entschließen sich, es entknospt die Rose dem Dornbusch,
wenn sie der Nachtigall zärtliche Stimme vernimmt.
Härter als Dorn und Fels, und wilder als wilde Kameele,
wäre des Menschen Gemüth, das der Gesang nicht rührt.

Die Liebe.

Sei gegrüßet, o Liebe, die uns so lieblich entzündet,
Alle Verlangen uns stillt, alle Gebrechen uns heilt,
Unser Plato und unser Galen. Der Sterblichen Zuflucht
und Erquickung, ihr Arzt, selber auch ihnen Arznei.
Himmel erblicket um sich das Auge, das Liebe belebet,
Hüpfen sieht es umher Hügel und Berge für Lust.
Könnt ich berühren anjetzt die Lippe meiner Geliebten,
klang' ich, ein Saitenspiel, hellen und fröhlichen Klang.
Aber entfernt von ihr, und hätt' ich tausend der Stimmen,
Jede schweiget in mir; Zung' und Gedanke verstummt.

Ist die Rose verblüht, ist ihre Schöne vorüber,
Hörst du der Nachtigall lockende Stimme nicht mehr.

Die laute Klage.

Turteltaube, du klagest so laut und raubest dem Armen
seinen einzigen Trost, süßen vergessenden Schlaf.
Turteltaub', ich jammre wie du, und berge den Jammer
ins verwundete Herz, in die verschloßene Brust.
Ach die hartvertheilende Liebe! Sie gab dir die laute
Jammerklage zum Trost, mir den verstummenden Gram.

Die Blume des Paradieses.

Bringst du den lieblichen Hauch von meiner Geliebten, o Zephyr?
Mir ein süßes Geschenk; sage, wer gab es dir? Sprich!
Hüte dich, Räuber, entwend' ihr nichts. Was hast du mit ihrem
aufgelöseten Haar, was mit der Locke dein Spiel?
Schöne Rose, was bist du zu ihr? Du blühest in Dornen,
Sie ist der Freuden Kelch, ferne von Dornen und Weh.
Duftende Knospe, was bist du zu ihrer Lippe? Du welkest
morgen; es blüht ihr Kuß ewig in rosigem Thau.
O Narcisse, was bist du zu ihrem trunkenen Auge?
Du verschmachtest, und sie blicket den Himmel umher.

O Cypresse, was bist du zu ihrem geschlankigen
Wuchse?
Strebet in Edens Hain zarter ein Bäum-
chen empor?
O Verstand und o Liebe, was wähltet ihr, könn-
tet ihr wählen?
einzig wähltet ihr sie, einzig und ewig nur
sie.

Die Perle.

Hin ist unsre Nosami, die edle Perle. Der
Himmel
schuf sie aus reinstem Thau, schuf sie zur
Perle der Welt.
Stille glänzete sie, doch unerkannt von den Men-
schen;
Darum leget sie Gott sanft in die Muschel
zurück.

Die Labende.

Als ich in meiner Jugend einmal, (noch wohnet das Bild mir
in der Seele,) von Durst und von der Hitze gedrückt,
Lechzend im Schatten saß, und meine Leiden erwägte;
Da ging eine Gestalt, gegen mir über, hervor,
Wie in der dunkeln Nacht die Morgenröthe. Sie reichte
freundlich dem Lechzenden süßen, erquickenden Trank.
War er mit Rosen gemischt, wie? oder trof von den Wangen
Ihr die Rose, die mir jede Erinnerung nahm
Meiner vergangenen Leiden? O, sprach ich, seliges Auge,
das solch eine Gestalt jeglichen Morgen erblickt.

Wärst

Wärst du von Weine berauscht, du wirst nach Stunden erwachen;
Trunken von diesem Trank schlummerst du ewigen Schlaf.

Der Abschied.

Bitter und süß ist der Abschiedkuß an der Lippe des Freundes,
Süß mit der Gegenwart, bitter mit Trennung gemischt.
Also röthet der Apfel sich hier am Strale der Sonne;
weggewendet von ihr, blaßet und trauret er dort.
Mitten im letzten Kuße den Athem sanft zu verhauchen,
wäre der Liebenden Wunsch, wäre der Scheidenden Trost.

Das Unersetzliche.

An nichts Geliebtes mußt du dein Gemüth
also verpfänden, daß dich sein Verlust
untröstbar machte.

Innig liebt' ich einst
in jungen Jahren einen schönen Freund.
Sein Antlitz war mir wie das Heiligthum
zu dem man im Gebet sich wendet. Süß
war sein Gespräch; und seine Freundschaft schien
mir meines Lebens köstlicher Gewinn.

Unter den Engeln vielleicht, nicht unter den Menschen ist Einer,
Einer an Treue wie Er, Einer an Sitten wie Er!

Er starb. Da lag ich Tag' und Nächte lang
Auf seinem Grabe, seufzete und sprach:

„An dem Tage, da Dir des Schicksals Dorn in die Ferse
stach, o wäre mir auch niedergeschmettert mein Haupt!
Daß mein Auge die Welt, die meinen Geliebten entbehret,
Nicht mehr sähe, daß ich unter der Erde mit Dir
läge, wie jetzo weinend auf deinem Grabe mein Haupt liegt.
O des unglücklichen Manns! denk' ich der seligen Zeit,
Da, auf Rosen gebettet, mir kam der Schlummer: die Rosen
sind verblühet; sein Grab ist mir mit Dornen bedeckt.„

Nun

Nun schloß ich zu mein Herz, und hielt
es Untreu,
nach Ihm mir einen Freund zu wäh-
len: denn
wer unter allen Menschen wär' ihm
gleich.

* * *

Freilich winket das hohe Meer mit reichem Ge-
winn dir;
aber die Welle des Sturms droht mit dem
Tode dir auch.
Mit der Rose zu leben, ist süß; doch stachliche
Dornen
stehen umher, und Sie welket im schönsten
Genuß.
Gestern ging ich einher wie ein Pfau im Garten
der Freundschaft;
heute wind' ich mich ein, wie ein gekrüm-
meter Wurm.

Der gesellige Schmerz.

Turteltauben im Haine zu Irak, girrende Tauben,
wen betrauret ihr? wen rufet dies sehnende Ach?
Uns sind auch die Herzen verwundet, und unsere Augen
weinen; es nahm uns Gott unsre Geliebten dahin.
Täubchen, klaget mit uns; wir wollen mit euch auch klagen;
Süß ists, werden im Schmerz Einer dem anderen Trost.

Das Grab.

„Geh zum Grabe der Freundin, so sprachen meine Gespielen,
„Weine daran, vielleicht findest am Grabe du Trost.„
Laßt mich, sprach ich zu ihnen, o ihr unselige Tröster,
Hier nur in meiner Brust hat sie ihr einziges Grab.

Das Leben der Menschen.

Süß ist das Leben, doch ach, das Leben währet nicht ewig;
Wenige Tage, so ists wie ein Gedanke dahin.
Immer wanket die bittere Fichte des menschlichen Hieseyns;
glaub' es, und immer trägt Blüthe der Jugend sie nicht.
Schön ist die Rose, sie duftet mit zart-entknospetem Kelche
lieblich: jedoch du weißt, daß sie in kurzem verblüht.
Also auch Du, im zärtlichen Schooße der Mutter Erzogner,
Traue der Mutter Natur sanften Verzärtelung nicht.
Geh nicht sicher dahin, wie das Lamm mit hangendem Haupte
Sorglos weidet; es sind Heere der Wölfe dir nah.

Braucht

Braucht es, des Weisen Ohr zu betäuben mit
langer Erinnrung?
Wer dann kennet sie nicht, Wechsel und
Fluthen der Welt?
Athme der Frühlingswind; wo irgend auf Erden
er wehe,
treibet der Herbstwind ihn stürmend und
schleunig hinweg.
Hättest du alle Reiche der Welt, mit alle den
Reichen
kauftest nimmer du dir Einen zu lebenden
Tag.
Also hefte das Herz, Freund Pilger, nicht an
die Herberg';
bauet der Reisende sich mitten im Reisen
ein Haus?
Haschest du nach Begierden hienieden; o glaube,
Geliebter,
nieden ist nicht der Ort, der die Begierde
vergnügt.

Staatliche
Bibliothek
Bamberg

Wer Gott liebet, der achtet die Welt nicht über Verdienst hoch;
denn er weiß es, sie giebt keinen gesicherten Tritt.
Thue du, was dir gebührt. Vor Allem zähme die Zunge;
glaub' es, auf Erden giebts keinen verderblichern Feind.
Pflege der Wissenschaft; kein Pfad ist sichrer dem Menschen,
als den lange der Fuß weiserer Menschen betrat.
Hebe die Hände zum Thron, den Alle betend umringen,
Nichts ist dem reinen Gemüth süßer, als beten zu Gott.
Meide den Schmerz, je Einen der Freunde gekränket zu haben,
Aber vor allen den Freund, welchem kein Anderer gleicht.

* * *

Sadi, du hast die Welt mit dem Schwert der Rede gewonnen,
Danke; du thatst es nur zu des Unendlichen Ruhm.
Deiner Gesänge Ruf hat alle Länder erfüllet,
Schnell wie der Tygris strömt, mächtig und stürzend wie Er.
Aber nicht Jeder, o Freund, erobert im Sturm, was er wünschte;
Glück und Gedeihen, es wird selten in Kämpfen erlangt.

Trost des Lebens.

Im Ungemach verzage nicht den Tag zu sehn,
Der Freude dir für Sorgen bringt, und Lust für Gram.
Wie oft begann ein giftger Wind, und schnell darauf
Erfüllete der lieblichste Geruch die Luft.
Oft drohte dir ein schwarz Gewölk; und ward verweht,
Eh es den Sturm ausschüttete aus dunkelm Schoos.
Wie mancher Rauch, der sich erhob, war Feuer nicht!
Sei also stets, im Unfall auch, voll guten Muths.
Die Zeit bringt Wunder an den Tag; unzählbar sind
die Güter, die du hoffen kannst, vom großen Gott.

Dank des Sterbenden.

Unter des Tygers Zahn hört' ich den Leidenden beten: —
„Dank dir, Höchster, im Schmerz sterb' ich, doch nicht in der Schuld.„

Müh' und Belohnung.

Willt du den Honig kosten, und Bienenstiche nicht ausstehn?
Wünschest Kränze des Siegs, ohne Gefahren der Schlacht?
Wird der Taucher die Perle vom Meeresgrunde gewinnen,
wenn er, den Krokodill scheuend, am Ufer verzieht?
Also wage! Was Gott dir beschied, wird niemand dir rauben;
Doch er beschied es Dir, Dir dem beherzeten Mann.

Reichthum und Tugend.

Warum wird vor der Rechten die Linke mit Ringen gezieret?
Weil sich die Rechte mit Kraft und der Behendigkeit ziert.
Der die Schicksale theilte, der sonderte Tugend und Reichthum.
Wem er das Eine verlieh, wollt' er nicht Alles verleihn.

Die Cypresse und der Palmbaum.

Schau die hohe Cypresse; sie trägt nicht goldene Früchte,
Aber sie stehet dafür immer in fröhlichem Grün.
Kannst du, so sei ein nährender Palmbaum; kannst du es nicht seyn,
sei ein Cypressenbaum, ruhig, erhaben und frei.

II.

Spruch und Bild,

insonderheit

bei den

Morgenländern.

Einige rhapsodische Gedanken.

Gewöhnlich hält man nichts von geringerem Werth, als Sprüche; wie bald, denkt man, ist ein Spruch gesagt! wie bald eine sogenannte Weisheitslehre vorgetragen! Man verlegt sie also in die Kindheit des menschlichen Geschlechts; man läßt sie höchstens als ersten Unterricht als eine Verstandes- und Sprachübung gelten.

Vieles hievon ist wahr; und die Zeit ist allerdings längst vorüber, in der man durch räthselhafte oder scharfsinnige Sprüche, den Ruhm eines Salomo, oder des achten Weisen Griechenlandes erlangen könnte. Indessen hatte auch in den ältesten Zeiten die Sache eine andre Beschaffenheit, und es lassen sich Gründe anführen,

warum

warum insonderheit die Morgenländer so viel auf diese Spruchweisheit hielten.

Ein Spruch nämlich setzt Weisheit, Weisheit setzt Erfahrung voraus; und ich wüßte kaum, was das menschliche Leben dem Verstande für eine bessere Ausbeute liefern könnte, als eben diese aus Erfahrung gebildete, in eine anziehende Form gekleidete Weisheit. Wenn diese nun ein Spruch heißt: so sind Sprüche gleichsam das ganze Resultat des beobachtenden menschlichen Verstandes; nur man muß Verstand haben, ihren Verstand zu fassen, und Gefühl haben, die Schönheit ihres Ausdrucks zu fühlen.

Glaube doch niemand, daß an jedem Gegenstande Jeder dasselbe sehe und wahrnehme; sonst würde es keine verschiedene Meinungen in der Welt geben. Glaube niemand, daß jede verwickelte Aufgabe im menschlichen Leben Jeder auf gleiche Weise sich auflöse oder vielleicht nur irgend aufzulösen, die Besonnenheit und geläufige Uebung habe: denn wäre dies, so würde es keine

Blöd=

Blödsinnige, keine Sklaven der Gewohnheit; keine Gedankenlose Nachsprecher geben. Jemehr man die Menschen in ihrer Gedanken- und Handlungsweise verfolget, desto mehr wird man inne, wie wenige unter ihnen selbst denken, und wie schwer es auch diesen Wenigen werde, immer zu denken. Man rechnet so gern mit Ziffern; man bringt so gern den Traum einer Wahrnehmung unter die Formel einer allgemeinen Lehre, einer entweder von uns oder von andern gemachten Beobachtung, wodurch denn mit der leichtesten Mühe der rohen Materie gleichsam Gestalt und Form wird. Die hellsehenden Geister, die solche Gestalten der Beobachtung erschufen und auch der Sprache in glücklichen Formen einprägten; sie waren, in welcher Zeit und unter welchem Volk sie lebten, die Lockmanns, Sadi, Aesops, oder wenn man will, die Salomonen und Solons ihrer und der folgenden Zeiten. Sie hatten Perlen aus dem Grunde des Meers geholt; sie hatten aus einer rohen Masse geläuterte Goldmünzen gepräget, deren innerer Werth

von

von Verständigen anerkannt, deren Summe nachher als ein Resultat des Verstandes der Nation, als ein Schatz ihrer Sprache geschätzt ward; ihre Sprüche blieben.

Und warum hätten sie nicht also geschätzt werden sollen? Besitzt unser Verstand eine edlere Gabe, als diese Formenschöpfung? Ist es nicht ein Trug, wenn wir glauben, daß in einer Erfahrung jener allgemeine Satz, diese sittliche oder politische Lehre schon liege? Sie liegen darinn, aber nur nach der Materie; die Form muß ihnen der menschliche Geist erst geben; da man dann eben so sicher sagen kann, daß der menschliche Geist sie in die Begebenheit hinein: als daß er sie herausdenke. Wie selten sind nun, (nochmals gesagt,) diese eigenthümlichen, ursprünglichen Denker unter den Menschen! Man folgt so gern andrer Rath, sieht, auch wenn man mit eignen Augen zu sehen glaubt, so oft mit fremden Augen, und geht im Gängelwagen der Sprache. Für Viele ist es also das Höchste, anzuwenden, was sie gelernt haben; und das höchste Verdienst

um

um sie bestehet darinn, daß man sie nur das Wahre, das Richtige lernen lasse, und sie dies wahr und richtig anwenden lehre.

Immer also sind mir die Erfinder feiner Sprüche, die Formenschöpfer richtiger und feiner Resultate, in jeder Art der Beobachtung und Erfahrung als die **wahren Gesetzgeber und Autonomen des menschlichen Geschlechts** vorgekommen, die, indem sie selbst dachten und treflich sprachen, zugleich für andre dachten, und ihrem Gesetz also zu denken, als einem **schweigenden Imperativ** durch die Form ihres Ausdrucks gleichsam Sanction gaben. Unter den Morgenländern findet sich eine Menge dieses geprägten Goldes verständiger Beobachtung und Erfahrung; woraus dann auch, wie aus so vielem andern erhellet, wie alt die Cultur unsres Geschlechts in Orient sei! Ich denke noch der Zeiten mit Anmuth, in denen ich als Kind den Hiob, den Prediger Salomo, oder als Knabe den Aesop, griechische und lateinische Gnomologen, und nachher in oder aus mehrerern Sprachen scharfsinnige

nige Gedanken, schöne Einkleidungen einer anziehenden Wahrheit, kurz Beobachtungen, Sinnsprüche, Lehren in einer feingewählten Form des Vertrages las. Es schien mir, daß man nicht aus, sondern mit ihnen denken lernen solle, und ich bemerkte mit Freuden, daß unter allen Nationen mehrere der würdigsten Männer dieselbe Liebhaberei gehabt, und Apophthegmen, Sprüche, Maximen theils aus andern gesammlet, oder übersetzt, theils ihre Gedanken selbst in dergleichen Form zu bringen gesucht haben. Ein Verzeichniß derselben zu geben, ist dieses Orts nicht; mir gnüget es anjezt, da ich blos meine vorstehende Sammlung der Sprüche Sadi's, und andrer morgenländischen Dichter zu rechtfertigen habe, Einiges anzuführen, das den Ursprung derselben, ihren Werth oder Unwerth, sodann auch ihren Gebrauch näher erläutert.

* * *

I.

Unter dem Namen der **morgenländischen Dichtkunst** begreift man gewöhnlich die Poesie so verschiedner Völker und Zeiten Asiens, als man in Europa schwerlich unter Einem dergleichen Hauptnamen begreifen möchte.

Die **Poesie der Ebräer**, als die älteste, faßt schon einen Zeitraum vielleicht von mehr als einem Jahrtausende in sich, und gehet der Litteratur der Araber, Griechen und Römer größtentheils ganz vorher. Sie ward in einer Sprache geschrieben, die sich zur eigentlich-wissenschaftlichen Cultur nie ausgebildet hat, weil ihr lebendiger Gebrauch als einer Nationalsprache zu schnell unterging; man kann also diese Poesie nicht anders als ein frühverblühetes Kind, die Tochter der Jugend eines zerstreueten Volks betrachten, das seitdem nie seine Sprache hat fortbilden können. Ihr Eindruck aufs menschliche Gemüth ist,

mit andern verglichen, kindliche Naivetät, Religiosität, Einfalt. 1)

Die Poesie der Syrer übergehen wir ganz: sie waren Versmacher, aber keine Dichter. 2)

Desto merkwürdiger ist die Poesie der Araber worden, die Eine der Hauptrollen in der Welt gespielt hat, ob sie gleich an Schönheit der Formen im Ganzen jeder Dichtart, an die Poesie der Griechen schwerlich reichet. Aus eigenthümlicher Wurzel entsprossen, ist sie der reine Abdruck des Volkes, das sie erfand, seiner Sprache, Lebensart, Religion, und Empfindungsweise. Fast ein Jahrtausend hin hat sie, und zwar eine Zeitlang unter den glücklichsten Umständen, geblühet; ja

1) Ich bin hierüber kurz, theils weil die vorstehende Sammlung nicht aus Ebräern genommen ist, theils weil ich von der Gnomologie dieses Volks an einem andern Ort zu reden habe.

2) Eichhorns Vorrede zu seiner Ausgabe von Jones commentar. poeseos Asiat. Lips. 1777. Imgleichen die Syrer, ein Fragment in Meusels Geschichtforscher. B. 5. S. 117.

ja ihre Wurzeln sind noch nicht ausgestorben, sondern der Sprache nach noch jetzt über zwei große Welttheile lebendig verbreitet. 3) In einem so großen Zeitraum, so weit umher verbreitet, und mit stolzer Hochachtung von den Arabern verehret, konnte und mußte sie allerdings eine so künstliche Gestalt gewinnen, daß gegen sie die Poesie der Hebräer wie ein Kind dastehet. Das Volk der Wüste, nachher Ueberwinder und Besitzer der Welt, ward auch in seinen Bildern stolz, reich und heftig; ihre Beschreibungen sind Prachtvoll und glänzend, ihre Sentenzen gedrängt, künstlich, und, dem Islamismus zu Folge, andächtig und erhaben. 4) Oft ward Ein Scharfsinn auf den andern gepfropft, und aus einer feinen

3) Citata siehe in Dahlers Handbuch der Litteraturgeschichte an den gehörigen Orten. Es wäre schön, wenn Eichhorn eine charakteristische Geschichte dieser Poesie, sofern sie in Europa bekannt ist und in seinem Gesichtskreise gäbe.

4) Die Sammlung dieses Theils hat nur wenig Arabische Stücke; S. 88. 89. 91. 97.

eine feinere Wendung dergestalt sublimiret, daß für uns Europäer eben der Geist ihrer weisen Sprüche und Reden, auf den sie es am künstlichsten anlegten, gewöhnlich zuerst verrauchet. Da überdem nun diese Nation im Ganzen immerhin in einer Art Barbarei blieb, in welche sie, seitdem Türken und andre Völker ihre Eroberungen in Besitz nahmen, noch tiefer hinab sank: so wird selbst in ihrer Poesie ein sonderbarer Contrast von Rohheit und Feinheit merkbar. Hohe Beschreibungen, edle Empfindungen wechseln mit harten Gesinnungen, insonderheit des Stolzes und der Rache, dergestalt ab, daß man oft nicht weiß, ob man einen Räuber oder einen Helden, einen Stolzen oder einen Wahnsinnigen reden höre. Welch ein weites Feld der Verschiedenheiten in dieser Dichtkunst giebt auch ein Erdstrich von Samarkand bis nach Marokko, ein Zeitraum lange vor Mohamed bis auf unsre Zeiten, ein Abstand von dem feinsten Hofdichter zur Zeit so vieler Chalifen und Fürsten, die der Poesie huldigten, bis zu einem Beduin der Wüste, der auch

seine weisen Sprüche im Munde führet. Ueber eine Menge solcher Verschiedenheiten ist ein allgemeines Urtheil sehr mißlich.

Die **Poesie der Perser** endlich, eine Tochter der Arabischen, ist die jüngste und feinste. Als Persien von den Arabern unter den Khalifen Omar und Osman erobert ward, gewann ihre Poesie unter diesem Volk, das von einer leichtern Natur war und Artigkeit, Musik, Wohlleben liebte, bald eine neue Blüthe; insonderheit ward **Schiras** in der Zeitfolge der Geburtsort mehrerer ihrer berühmtesten Dichter. **Scheikh Moslaeddin Sadi**, dem die meisten Blumen unsrer Sammlung zugehören, war unter diesen; daher es nicht unangenehm seyn wird, auch nur Etwas von seinem wenig-bekannten Leben zu hören. Im Jahr 1193. gebohren, traf er gerade in die unglücklichen Zeiten der Kreuzzüge von Einer, der Türkenanfälle von der andern Seite. Den Kreuzziehern gerieth er sogar zum Sklaven in die Hände, und mußte an den Festungswerken in Tripoli arbeiten. Ein Kaufmann von Haleb (Aleppo)

kaufte ihn für zehn Goldgülden los, gab ihm darüber noch hundert mehr, als Brautschatz für seine Tochter, die er mit ihm vermählte. Wir wollen hören, was der liebliche Dichter selbst davon saget:

Aus meines Freundes zu Damaskus
Armen
ging Unmuthvoll ich in die Wüstenei
Jerusalems, und lebte da mit Thieren;
bis ich den Franken in die Hände fiel.

Sie schleppten mich nach Tripolis,
wo ich
mit Juden ihren Wall aufführen mußte.
So steckt' ich lang' im Koth, bis aus
Aleppo
ein Mächtiger, einst mein Bekannter, mich
anredete: „wohin, o Musladin,
„bist du gerathen? Lebst du hier?

Ich sprach:

Als

Als ich die Menschen floh und auf den heiligen
Bergen
Gott nur suchte, gerieth unter Unmenschen
ich hier.
Leichter, des Freundes Fessel ertragen, als außer
dem Garten
Freiheit suchen, die uns ärgere Bande gewährt.
Mitleidig sah er meine Sklaverei,
und kaufte mich mit zehn Dukaten los,
und führte nach Aleppo mich, und gab
mit seiner einz'gen Tochter mir noch hundert
Dukaten. Ob nun Sadi glücklich war?
Die Tochter war herrschsüchtig, harten Sinns,
von frecher Zunge, meinem Rathe stets
zuwider; also daß die Ehe mir
all' meines Lebens Süßigkeit verdarb.
Suchst du die Höll' hier unter dem Himmel: so
suche die Wohnung
Eines friedlichen Manns, dem sich ein Dämon gesellt.

 „Bist

„Bist du nicht, sprach sie, jener Sklave, den
mein Vater sich mit zehn Dukaten kaufte?“
Ja, sprach ich, ja! Mit zehnen kauft' er mich;
mit hundert hat er mich an dich verkauft.

Als der Jäger ein Lamm von Wolfes Schlunde befreite,
und am Abend es sich selber zum Bissen erkor,
Sprach das Lamm: „o ich dacht' es nicht, daß du, mein Erretter,
der mich vom Wolfe befreit, selber mir wärest ein Wolf.„

Sonst wissen wir wenig von Sadi's Lebensumständen. Er führte das Leben eines Derwisch, und brachte es größtentheils auf Reisen zu. Er gedenkt an seine Flucht aus Schiras vor den räuberischen Türken, an seine Wallfahrten nach **Mekka**, an eine Reise nach **Kaschgar** in Indien,

dien, wo er einen schönen Jüngling fand, der, als er den Namen Sadi hörte, ihn nicht von sich lassen wollte. Sadi antwortete ihm mit einer Geschichte und beehrte seinen Abschiedskuß mit einem sehr zarten Spruch auf den Abschiedskuß der Freundschaft. 5) In seinem wandernden, freien Zustande lernte er, wie sein Rosen- und Fruchtgarten davon gnugsame Proben giebt, die Sitten aller menschlichen Stände und Lebensalter seiner Gegenden, in Persien, Syrien, Arabien kennen. Auch an Höfen hat er gelebt, wie sein erstes Buch zeiget, in dessen herzlichen Zueignung an Abu-Bekr, König in Persien oder in Damaskus, er sich sehr demüthig entschuldigt, warum er so selten an seinem Hofe erscheine. Kurz, Sadi scheint die Blüthe der **moralischen Poesie** für seine Sprache, in der er außerordentlich rein und lieblich geschrieben haben soll, gebrochen zu haben, wie denn seine Poesie für eine Rose derselben Jahrhunderte lang gegolten hat und noch gilt; er trägt also mit Recht, Trotz der Unfälle seines Lebens,

5) S. 93.

den Zunamen des Glücklichen: denn dies bedeutet Sadi. Sein erstes Buch schrieb er im fünf und achtzigsten Jahr seines Lebens, da gewiß seine Erfahrung reif geworden war, und soll über hundert Jahre gelebt haben. Seine Landsleute nennen **Ferdusi** ihren ersten heroischen, **Enweri**, ihren ersten Elegischen, **Sadi** ihren ersten lyrischen Dichter; und obgleich **Haphyz**, von dessen Gazellen oder Liebes-Oden wir zu einer anderen Zeit Proben geben werden, 6) hundert Jahre nach ihm in lyrischen Gedichten den höchsten Ruhm erhalten: so ist doch des Sadi Ruhm und Werth in seiner Gattung dabei ungekränkt geblieben. Unweit Schiras liegt er begraben, 7) und er wird als ein Heiliger mit Recht ver-

6) Das Stück S. 90. ist von Haphyz.

7) Es wird nicht unangenehm seyn, die Beschreibung dieses Grabes aus einer der neuesten Reisen über Persien hier zu lesen: Eine englische Meile östlich vom Garten Dill Guschaje (Erweiterung des Herzens) ist das Grab des berühmten Sadi. Es liegt am Fuße eines Berges, der Schiras gegen Nordost begränzt

verehret. Auch in seinem Buch von der Liebe und Jugend, bei dessen Beschluß er selbst sagt, daß wenn Leila und Metznun wieder aufstehen sollten, sie aus diesem die Kunst zu lieben lernen könnten, überschreitet er die Grenzen der Ehrbarkeit nie; und fast jedes Wort, jede artige Wendung seines Vortrages ist, nach dem beliebten Ausdruck der Morgenländer, eine Perle.

Schö-

gränzt und ist ein großes viereckiges Gebäude, an dessen oberem Ende zwei Alkoven in der Mauer angebracht sind. Der zur rechten Hand ist das Grab des Dichters, noch ganz in dem Zustande, wie damals, da er begraben ward, von Steinen gebauet, sechs Fuß lang und drittehalb breit. An den Seiten derselben sind verschiedene Sentenzen in den alten Neskhi-Buchstaben eingegraben, die sich auf den Dichter und seine Werke beziehen. Sadi lebte ungefähr vor fünf hundert und funfzig Jahren, und seine Werke stehen wegen ihrer Moralität und wegen der darinn enthaltenen vortreflichen Lehren, bei allen Orientalischen Nationen in großer Achtung. Ueber dem Grabe ist ein Deckel, von schwarzem, mit Gold gemahltem Holz, woran eine von den Oden des Dichters in den modernen Nustalihk-Buchstaben steht; und

Schöne Gesinnungen gleichen den Perlen und
Edelgesteinen;
Lose dahingestreut, glänzen sie köstlich und
schön.
Aber verband sie die Kunst; so werden in Kö-
niges Krone
oder im Armband sie Männern und Frauen
zum Schmuck.

* * *

und wenn man dieses Brett wegnimmt, so sieht man den leeren steinernen Sarg, worinn er begraben ward. Diesen bestreuen Sadis Verehrer, die hieher kommen, sorgfältig mit Blumen, Rosenkränzen und mancherlei Reliquien. Oben auf dem Grabe liegt zu Jedermanns Ansicht eine sehr schöne Abschrift von Sadis Werken, und an den Mauern sind verschiedene Persische Verse von denen Personen angeschrieben, die von Zeit zu Zeit hier gewesen sind. Nahe bei diesem Gebäude sieht man Gräber verschiedener frommen Leute, die hier auf ihr eignes Verlangen beerdigt worden sind. (Siehe William Franklin's Bemerkung auf einer Reise von Bengalen nach Persien. Seite 48)

2.

Ob also gleich über die Poesie der Morgenländer mit mancher Unterscheidung gesprochen werden muß: so hat und behält sie doch allerdings ihren allgemeinen Hauptcharakter, der aus der Sprache dieser Völker, aus ihrer gemeinschaftlichen oder verwandten Religion, Regierungsform, Lebensweise, zum Theil auch aus ihrer Geschichte und Abkunft sehr wohl zu erklären stehet. Da wir uns hier blos an ihrem Spruchreichen, parabolischen Ausdruck zu halten haben: so dünkt uns ein einziges Wort zureichend, den Charakter desselben in seinem Ursprunge und in seiner Natur zu bezeichnen. 8) Im vielartigen Gebrauch dieses Worts, das prägen, ein Bild aufdrücken, vergleichen, d. i., ein Gleichniß oder Bild durch das Gewicht eines Spruches ausdrücken, nachmals herrschen, d. i. sein Wort aufdrücken, mit seinem Be-

8) משל.

Befehl bezeichnen heißt, liegt die ganze Genesis, Kraft und Anwendung dessen, was ein Spruch, eine parabolische Rede seyn soll.

„Poesie, sagt ein Autor, den der Geist des Alterthums, insonderheit des Morgenlandes, vor vielen andern belebte, 9) „Poesie ist die Mutter„sprache des menschlichen Geschlechts, wie der „Gartenbau älter als der Acker, Malerei als „Schrift, Gesang als Deklamation, Gleichnisse „als Schlüße, Tausch als Handel. Ein tieferer „Schlaf war die Ruhe unserer Urahnen, und ih„re Bewegung ein taumelnder Tanz. Sieben „Tage im Stillschweigen des Nachsinns oder Er„staunens saßen sie; und thaten ihren Mund auf „zu **geflügelten Sprüchen**.„

„Sinne und Leidenschaften reden und verste„hen nichts als Bilder. In Bildern besteht der „ganze Schatz menschlicher Erkenntniß und Glück„seligkeit."

„**Leidenschaft** allein giebt Abstraktionen so„wohl als Hypothesen Hände, Füße, Flügel;

„Bil-

9) Kreuzzüge des Philologen. S. 163. f.

„Bildern und Zeichen Geist, Leben und Zunge.
„Allenthalben in der menschlichen Gesellschaft zeigt
„sich die Wirkung der Leidenschaften, wie alles,
„was noch so entfernt ist, ein Gemüth im Af-
„fect mit einer besondern Richtung trift; wie je-
„de einzelne Empfindung sich über den Umkreis
„aller äußern Gegenstände verbreitet; wie wir die
„allgemeinsten Fälle durch eine persönliche Anwen-
„dung uns zuzueignen wissen, und jeden einhei-
„mischen Umstand zum öffentlichen Schauspiele
„Himmels und der Erde ausbrüten. Kurz, die
„Vollkommenheit der Entwürfe, die Stärke ihrer
„Ausführung; die Empfängniß und Geburt neuer
„Ideen und neuer Ausdrücke; die Arbeit und
„Ruhe des Weisen, sein Trost und sein Eckel
„daran, liegen im fruchtbaren Schooße der Lei-
„denschaften vor unsern Sinnen vergraben.„

Was unser Autor so überströmend und selbst parabolisch sagt, hat Bako, haben andre Philosophen auf ihre Weise behauptet; und es wäre schön gewesen, wenn der gelehrte und Sprachenreiche Commentator der asiatischen Dichtkunst,

Wil-

Wilhelm Jones, darauf nähere Rücksicht genommen hätte. Er würde uns in seiner Gallerie orientalischer Bilder 10) jedesmal im Zusammenhange gezeigt haben, wie nur der Verstand das Bild prägt, Leidenschaft oder Empfindung dasselbe überträgt, ausmalet oder schnell verläßt und sich zu einem andern wendet. Dies geschieht am Ohio wie am Euphrat, am gelben Strom wie an der Themse; nur allerdings nicht allenthalben mit gleichem Geschmack, in gleichem Maas, auf gleiche Weise.

Die Sprache des Morgenländers, selbst ihrem Bau und Genius nach, will Kürze; dies hilft den Sentenzen, den Machtsprüchen des Verstandes und der Leidenschaft, sehr auf; es macht sie zu Blitzen, zu Pfeilen. Eben daher aber muß es auch geschehen, daß Pfeil dem Pfeile, Blitz dem Blitze oft zu schnell nachfliegt: da sich denn

10) Von der Rose und Nachtigall, Nacht und Locke, Morgenröthe und Wangen, Rubin und Lippen u. s. f. Cap. V — VIII. Comment. de poesi Asiat.

denn unsre kühlere Phantasie bald an der Widerwärtigkeit, bald am Uebermaas der Bilder stößt, und Gold auf Silber, Silber auf Gold gesetzt findet. Hier sollten wir bedenken, daß bey allen Völkern, bey denen die Prose, zumal durch Geschichte, Redekunst und Philosophie, nicht ausgebildet war, immer derselbe Fall eintrat, und daß sich überhaupt die leidenschaftliche Sprache, das os divinum, magna sonaturum ein viel Mehreres erlaubt halte, als z. B. der erzählenden oder der schildernden Poesie zustehet. Auch bei den Griechen, wie schnell läuft Pindar selbst bei seinen Sprüchen aus Einem Gleichniß ins andre! wie kühn setzt er oft die widerwärtigsten Bilder zusammen, so daß unsre Sprache, die sich sehr kühne Zusammensetzungen erlauben darf, ihm dennoch nicht nachfolgen kann. So ists mit mehreren lyrischen Dichtern der Griechen; so mit dem Spruchreichen Chor ihrer Tragödie, wenn man es mit der Sprache der handelnden Personen vergleicht; und warum sollte es in der Poesie der Morgenländer anders seyn müßen, da sie in Kün-

dung und Composition der Bilder **Lehrer unsres Geschmacks** zu seyn nicht begehren? Beim feingebildeten Sadi ist der Fall solcher Bilderhäufung viel seltner, als in andern, zumal Arabischen Dichtern; und doch zweifle ich, ob er, ganz übersetzt, für uns ein durchhin lesbares Buch seyn würde. Eben die Zusammenreihung scharfsinniger Gedanken und Sentenzen, die die Morgenländer als eine Perlenschnur lieben, ist uns fremde; wir lösen lieber die Schnur auf und gebrauchen ihre Kleinode einzeln.

Ferner. Der Morgenländer liebt, wie in Kleidern, so auch in Sprüchen, **helle Farben**: sein heiterer Himmel verlangt dieselbe; er kann das Grau und Schwarz nicht ertragen. Auch der Geschichte webt er also **helle Bilder**, z. B. der Nacht, des Morgens, des neuen Jahres, der Pracht, des Aufzuges ein, wie die Geschichte des Nadir-Schach, des Tamerlan u. a. zeiget. Bei Sadi ist dies zwar der Fall nicht so häufig; er erzählt so einfach als Aesop und Lockmann seine Geschichte; wo er indessen die Stimme erhebt,

mahlt

mahlt er seine Gleichniße, seine Lehren mit eben so lebhaften Farben. Ob ich nun diese gleich geschwächet genug habe, so bittet er dennoch jedes schwache Auge, das an sanftere Verflößungen gewöhnt ist, um Verzeihung; er schrieb nicht für uns, sondern für Perser. Ist die Einfassung nicht gut: so ändere man sie, und nutze den Edelgestein seiner Lehre.

Endlich reden die Morgenländer so oft und gern über Hinfälligkeit der Welt, über Eitelkeit der Dinge, Kürze des Lebens, Wechsel des Glücks und der Ehre, daß manchem rüstigen Mann oder Jünglinge dies eine verderbliche Predigt scheinen könnte. Hier entschuldigt sie ihre Weltgegend, ihre Regierungsform, ihre Religion und ganze Verfassung. Gehen sie nicht auf den Trümmern der größesten Königreiche, der reichsten Staaten, der prächtigsten Denkmale der Vorwelt? und was predigen ihnen diese anders, als Nichtigkeit der Dinge, Eitelkeit aller Pracht und Reichthümer der Weltherrschaft? Vom Gebürge Kaf an bis zu den Grenzen des Meers, von diesen bis zu den

Wüsten Arabiens und der Thebaide sehen sie Gräber der Könige, Ruinen von Tempeln und Königsstädten, bis sich ihr Blick abermals mit Pyramiden und Gräbern der Könige endet. Der Verständige, der diese Dinge erblickt, siehet Völker um sich, jenen so ungleich, die einst diese herrlichen Werke bauten. Sie sind hinunter; ein träges Volk bewohnt ihre Gräber, und zerstört, vom Joch der Armuth, der Unwissenheit, und des Despotismus gedrückt, täglich mehr an diesen köstlichen Trümmern. Mich dünkt, diese Ansicht könne uns schon Weisheit-Sprüche über die Vergänglichkeit der Dinge lehren. Vollends einem Muhamedaner, der in einer Religion, und unter einer Regierungsform lebt, welche eben beide die größten Zerstörerinnen dieser alten Weltherrlichkeit gewesen, der unter einer Regierungsform lebt, in welcher nichts heilig und sicher, alles der Willkühr, dem schnellsten Wechsel, dem albernsten Ungefähr unterworfen ist, und das Höchste immer ans Niedrigste grenzet; einem solchen ist es wohl zu verzeihen, wenn er sich seine Weisheit

zum Ruhekissen macht, und sich über die Vergänglichkeit der Dinge der Welt mit ihrer Vergänglichkeit tröstet. Gut, daß wir Europäer in einem jüngern Lande und einem jüngern Menschenalter leben; gut, daß wir uns nicht durch ein Opium solcher Lehre, „daß doch Alles Nichts, alles hinfällig, unvollkommen und eitel sei„ in den gefährlichen Traum wiegen laßen dürfen, bei dem freilich das Hinfällige hinfallen, das Unvollkommene unvollendet bleiben muß, weil niemand Hand daran leget. Gut, daß wir nicht, dem Irrglauben der Morgenländer zu Folge, unser Schicksal von oben erwarten, indeß Verschmitzte oder Verwegne, Scheinheilige oder Freche die Genien sind, die unser Schicksal hienieden schreiben; vielmehr daß wir es für Würde, Natur und Charakter der Menschheit halten, durch Vernunft und nach Billigkeit unser Schicksal uns selbst einzurichten und aufzuzeichnen. Eben hiezu aber wird uns Sadi, ob er gleich ein Derwisch war, auch gute Winke geben. Und dann, da alles was einen Anfang hat, doch auch sein Ende finden

muß, und nur ein Thor oder ein Kind sich dieses verbergen könnte; da vielmehr das Ende eines Schauspiels, einer Musik und Handlung uns den Schlüssel zu ihrer ganzen Aufführung geben muß; wer wollte nicht zuweilen auch die Schrift eines schönen Grabmahls lesen? ob man gleich freilich deßhalb nicht immer auf dem Todtenacker wohnen möchte. Auch in diesem Punkt ist Sadi kein traurigter Rabe, sondern eine Nachtigall, singend der vergänglichen Rose. Lasset uns hören, wie er sein Werk schließt:

Vollendet ist mein Blumengarten nun
mit Gottes Huld. Was ich hineinge-
pflanzt,
gehöret mir; ich stahl es andern nicht.
Rühmlicher stehet uns an ein eignes Kleid, das
ergänzt ist,
als ein neues, so wir bettelnd von andern
erborgt.
Und ob nun Sadi seiner Lehre gleich
die holdanziehendste, die lieblichste

Ein-

Einkleidung suchte; dennoch wird der Stumpfsinn
mit kecker Zung' ihn brausend also schmähn:
„Kein Kluger ists, der an so leere Müh
„des Geistes Saft verschwendet, und den Rauch
„der Lampe, Nächte durch, dafür verschlingt.„
Ihr Guten und Verständigen, ihr kennt
den Werth der Perlen, die ich hier verband,
der Arzenei, die ich mit Honig mischte.
Guten Rath zu ertheilen, verwandt' ich vom eigenen Leben
Manchen guten Theil; Freund, zur Erinnerung Dir.
Willt du folgen, wohlan! Wo nicht, so hab' ich erinnert:
Sadi wünschet dir Glück; wünsche du Sadi die Ruh.

* * *

3.

Ich kann diese rhapsodische Abhandlung nicht schließen, ohne meine Gedanken, oder wenigstens meinen Traum über den **Werth vortreflicher Sprüche** geäußert zu haben. Wie wirs auch verbergen mögen, wir müssen, wenn wir Menschen seyn wollen, nach Grundsätzen handeln. Auch der Pöbel kann sich ihnen nicht entziehen, so verderbt sie bey ihm auch oft seyn mögen; ja wir finden solche eben bey der Gattung von Menschen, die nach bloßen Vorurtheilen handelt, am unverholensten und stärksten. Von **Sancho Pansa** an kennen wir eine Classe Personen, deren ganze Weisheit ein Schatz von Sprüchwörtern ist; und was sind Sprüchwörter anders, als kurze, kräftige, oft sehr sinnreiche Volkssprüche, die als Grundsätze der Denk- und Lebensart, als unzweifelhafte Axiome des gesunden Verstandes und der Sittenweisheit gelten. Diese, wenn sie gut sind, verhönen zu wollen, finde ich ungerecht

und

und unmenschlich; vielmehr sollte man das Gold in ihnen von den Schlacken läutern, sie sodann, wie man kann, zu Ehren bringen, und durch sie unmerklich die wahre Bildung des größesten Theils einer Nation fördern. Durch fremde, unverständliche, oder zu feine und gelehrte Grundsätze kann dies nicht geschehen; es geschieht aber dadurch, wenn man in Reden ans Volk oder in Schriften, die zunächst für dasselbe geschrieben würden, ihm die Lieblingsgedanken seiner Seele, die geheimen Freunde seines Herzens und seiner Handlungsweise zu seiner Fortbildung gleichsam entwendet. In allen guten Volksschriften, im **Landpriester von Wakefield** z. B., und in einer der lehrreichsten Schriften, die unsre Sprache besitzt, **Lienhard und Gertrud** ist dieser natürliche Kunstgriff sehr wohl gebraucht. **Benjamin Franklin**, ein hochachtungswürdiger Name, hat ihn in seinen periodischen Blättern und Kalendern für Nordamerika vortreflich anzuwenden gewußt und sein einziger Aufsatz „**die Wissenschaft des guten Richards**„ enthält einen solchen Schatz

von Lebensregeln, daß man in mancher Rücksicht fast aufs ganze Leben nichts mehr bedürfte. Auch zur Umbildung eines andern Theiles der Nation, der in Vorurtheilen seines Standes, mithin oft in schlechten Grundsätzen und Lebensregeln erzogen, nach solchen am schädlichsten handelt, sehe ich, wenn dessen Umbildung möglich ist, kein andres Mittel als dieses: „man kehre die seinigen gegen ihn selbst, oder bringe ihm beßere Führer seiner Gedanken bei, als die sind, nach denen er sonst handelt."

Niemand, der auf sich selbst aufmerksam gewesen, auch der gebildetste Mann, wird an der Wirksamkeit dieser Busenfreunde seiner Denkart zweifeln; vielmehr gehet die ganze Bildung, die Menschen sich selbst oder einander gewähren können, dahin, solchen innern Rathgebern Sprache, Gehör, Kraft und Nachdruck, vor allen aber jene untrügliche Wahrheit zu verschaffen, ohne welche sie schädliche Rathgeber werden. Welcher moralische Mensch hat nicht bei sich bemerkt, daß bei mancher Krise seiner Gedanken ihm ein entschied-

ner

ner vortreflicher Grundsatz, der Spruch und das Beyspiel eines standhaften, gutmüthigen Mannes ausnehmend zu statten kam, und ihm zur stärkenden oder heilenden Arznei, zur Gesundheit und Labung diente? Jetzt erhob sich dadurch seine niedergedrückte Seele, sein Fuß trat fester an solchem Stabe einer guten Erinnerung auf, sein Schritt ward freudiger und kühner. Jetzt stählte sich die Brust gegen die Pfeile des Neides oder der Verführung, wie durch einen dargereichten Schild der Minerva; jetzt sank die auflodernde Glut des Hasses, der Ungeduld, der Rache und des Unmuths schnell nieder, wenn, wie heilige himmlische Tropfen, einige Kraftvolle, von uns anerkannte Worte eines Weisen, als eines Engels in Menschengestalt, sie berührten. Dies war das Zaubermittel, wodurch jene alten Helden, die Weisen der Vorwelt auf ihre Schüler und Nachfolger Wunderdinge wirkten; je mehr sie wirkten, desto kürzer waren ihre Sprüche und Lehren. Zeugnisse davon geben die Pythagoräische und Stoische Schule, von welchen, insonderheit von

der

der letzten, wir noch einen Reichthum der edelsten Saamenkörner besitzen, deren die menschliche Seele und Sprache nur fähig seyn kann. Epiktets, Seneka's, Mark-Antonin's und so vieler Anderer Schriften sind Schatzkammern dieser, der vortreflichsten menschlichen Sprüche und Sentenzen; der Geist derselben theilte sich der ganzen Litteratur der Alten dergestalt mit, daß Dichter, Redner, Geschichtschreiber, Kunstrichter und Rechtsgelehrte daran Theil nahmen, und sich dadurch jenen Grundsatzreichen **Ausdruck** schuffen, ohne welchen alle Kunst und Gelehrsamkeit ein leerer Schatte bleibet. Man durchgehe die Sprüche, die Stobäus, Erasmus, Lipsius, Grotius, Neander und mehrere aus den Alten gesammlet, und denke an Sokrates, der, auch zu diesem Zweck des Euripides Schauspiele als eine Schule des thätigen Unterrichts anempfahl; ja man denke an den Stifter des Christenthums selbst, dessen Evangelien, außer wenigen Begebenheiten und Wundern, fast ganz aus kurzen Sprüchen und parabolischen Einkleidungen bestehen, wo-

durch

durch sie eben aufs menschliche Gemüth so sonderbar wirkten. Noch jetzt erholen sich alle Menschen von religiöser Erziehung und Bildung an kurzen, kräftigen Sprüchen der Bibel oder geistlicher Lieder; diese sind gleichsam die Muskeln und Nerven, durch welche sich der ganze Bau ihrer Gedanken lebendig reget. Und so wird auch ein ächter Schüler der Alten, der mehr als Gelehrter seyn will, nach Grundsätzen derselben, als ein klassischer Weiser, handeln. *)

Mich dünkt also, wer zur Bildung einer Nation auch auf diesem Wege beytragen will, der folge den alten Weisen und bringe Grundsätze in menschliche Seelen; oder er beßre die darin vorhandenen, und gebe ihnen Anziehung, Kraft, unbestechliche Wahrheit: denn ungebildet muß jeder

*) S. Heyne's schöne Vorrede zu Glandorfs Ausgabe der Pythagoräischen Sprüche: Sententiosa vetustissimorum gnomicorum quorumdam poëtarum opp. Lips. 1776.

der Mensch, jedes Volk heißen, dem es entweder an diesen Grundsätzen fehlet, oder das sie geringe hält und nicht ausübet. Wie sehr es nun manchen Zeiten und Völkern an ihnen fehle, zeigt die Erfahrung. Viele in der Jugend gelernte Grundsätze liegen so fern ab von unsrer Lebensweise, daß, weil wir sie nirgend geübt sehen, wir zuerst ihnen, zuletzt allen Grundsätzen den Glauben entziehen, und uns begnügen nach Neigung und Gewohnheit zu leben. Da wir aber, wie angezeigt ist, dennoch nie ganz als Thiere leben können, vielmehr insgeheim immer nach Grundsätzen, wenn gleich nach schlechten Vorurtheilen handeln; wozu dieser Unglaube an jede edlere Form der menschlichen Denkart? Er erniedert die Seele eben so sehr, als er das Herz verenget und lähmet. Laß es seyn, daß andern die schönsten Sprüche und Maximen blos Worte bleiben; dir bleiben sie das nicht, wenn du ihren Werth erkennest, dich an ihnen freuest, und in ihnen lebest. Nein, ihr habt nicht vergebens geschrieben, auch ihr Weisheit- und Sittenlehrer neuerer Natio-

tionen, Montagne und Charron, St. Pierre und Fenelon, Racine und Diderot, Montesquieu und Rousseau; jenseit des Meeres Bako, Sidnei, Shaftesburi, Addison, Pope, Fielding, Sterne und so viele andre andrer uns näherer Länder. Nicht nur unter euren Völkern habt ihr Ideen, Grundsätze, Maximen ins Licht gestellet, oder in Gang gebracht; sondern indem ihr ihrem Ausdruck zugleich klassische Anmuth und Präcision gabet, seyd ihr damit Vernunft- Spruch- und Sittenlehrer der Menschheit auf eine Reihe von Geschlechtern hin geworden. Jemehr eure Denkart die Denkart andrer wird, desto mehr berichtigen, stärken und verfeinen sich gerechte, gütige, edle Menschengedanken: das Richtmaaß ihrer Urtheile wird einstimmiger und gerader, die Bleiwage ihrer Handlungen sicherer und feiner. Auch in Gesprächen der Gesellschaft gebt ihr bei denen, die euch verstehen und lieben, den Ton an, und bringet dadurch statt eines scythischen Geschreies, bey dem jeder Vogel nach seiner Weise singet, melo-

dische

dische Harmonie in die Grundsätze und Gedanken der Menschen. Denn, wie man sich auch gebehrden möge, Unbilligkeit und Unvernunft, die Kinder des Eigennutzes und der Leidenschaft, die barbarischen Feinde unsres Geschlechtes und Wohlseyns, sie bestehen am Ende doch nicht gegen allgemein anerkannte Grundsätze, den Kanon ächter Menschlichkeit und Wahrheit.

Doch wohin verschlägt mein Nachen? Er findet sich auf der Höhe des Meers, da er doch nur ein niedriges mit einigen kleinen Blumen besäetes Ufer halten sollte. Da will ich denn nur, was das Vermögen unsrer Nation in diesem Felde betrifft, noch dieses hinzufügen.

Von jeher hat sich die Denkart der Deutschen durch moralische Sprüche und biedere Grundsätze dergestalt ausgezeichnet, daß wir ihnen sogar manches andre dagegen aufgeopfert haben, und nur neulich von diesem Wege abgekommen zu seyn schei-

scheinen. An unsere alten Renner, Freidank, Waldis, Reineke u. a., deren Sprache leider veraltet ist, nicht zu gedenken, schlugen Opitz, Logau, Hagedorn, Haller, Gellert, Utz, Leßing, Gleim, Cronegk und andre noch lebende Dichter, die ich nicht zu nennen brauche, dieselbe philosophisch-moralische Bahn ein, so daß wir gewiß an schöngesagten Lehren keinen Mangel haben; um so mehr aber fehlet es uns vielleicht daran, daß die Gesinnungen und Sprüche dieser Dichter auch in die Erziehung und Denkart, wenigstens in das Gedächtniß und den Umgang der Nation, wie bei andern Völkern die Sprache ihrer Dichter übergegangen wären: denn ohne allen Zweifel kennen Engländer und Franzosen ihre vorgenannten Schriftsteller zehnfach besser, als wir die unsern kennen, lesen, anführen und gebrauchen. Ueber die Ursachen davon ließe sich ein langes Kapitel schreiben; besser wäre es, wenn man sie wegräumen könnte. Dem moralischen Ge-

Genius unsrer Nation also, der die alten Alexandriner seines Opitz, Logau, Hallers, Hagedorns, Kästner ziemlich vergessen zu haben scheint, widme ich, wie einer Indischen Gottheit, auch diese wenige, vielleicht schon welke Hexameterblumen zu gleichem Schicksal, und werfe sie demüthig in den königlichen Hauptstrom unsres Vaterlandes, den ehrwürdig-schleichenden Lethe.

III.

Ueber die menschliche Unsterblichkeit.

Eine Vorlesung.

„Alle Blumen der Dichtkunst hast du gebrochen
„so sagt ein französisches Epigramm zu einem „französischen Dichter, nur die Unsterbliche „nicht.„ Wir wissen nämlich, daß im Französischen eine Blume wirklich die Unsterbliche heißt.

Nicht eben so leicht ist es zu wissen, wo die Unsterbliche blühe, und wie sie von ihren täuschenden Schwestern sich unterscheide. Es giebt mancherlei Immortalitäten, und die vielfachen Sinne der Menschen suchen sie auf verschiednen Wegen.

Von der Unsterblichkeit des Geistes oder der Seele reden wir hier nicht; sie ist eine Blüthe der Hoffnung, ein Same der Ahndung, der in

unser aller Herzen liegt, und den die Phantasie, oder das moralische Urtheil, oder das innerste Gemüth der Menschen auf mancherlei Weise erzogen hat; nicht aber ist sie ein Werk des Wissens oder der noch kältern Erfahrung.

Es giebt eine andre Unsterblichkeit des Namens und Nachruhms, die ich die **historische und dichterische**, oder die Kunstunsterblichkeit nennen möchte. Sie scheinet von großem Reiz. Edle, jugendliche Seelen opfern gern vor ihrem Altar; manche leidenschaftliche Menschen haben sie gar zum Einzigen Ziel ihrer Gedanken gewählt und so zu sagen, in ihr gelebet. In den Jugendzeiten der Welt nämlich, war allerdings auch der süße Traum erlaubt, mit seinem Namen, in seiner Person und Gestalt auf die Nachwelt überzugehen, und ein leibhafter Gott zu werden. Der enge Kreis der Empfindungen und Begriffe, in welchem damals die Menschen lebten, das Band einer blühenden und ewigen Sprache, das die verschiednen Stämme Einer gemeinschaftlichen Abkunft mit einander verknüpfte, der

Name

Name **Vaterland**, der in Hellas und Rom die Gemüther an einander band, und dort die öffentlichen Spiele, ja alle Plätze des heiligen Landes, hier die Hauptstadt der Welt und was zu ihr gehörte, gleichsam zum ewigen Schauplatz und Tempel der Unsterblichkeit weihte; vor allem aber die Gaben der Musen, die damals noch unter den Menschen wandelten, und das Gefühl eines ganzen Volks zu einer Theilnehmung am Ruhm und der Unsterblichkeit ihrer Mitgenossen stimmten: dies alles konnte die Seelen der Mächtigsten, Würdigsten, Weisesten, Schönsten, gleichsam in ein höheres Element erheben, daß sie, mit Göttern und Heroen umgeben, sich auch ihrem Namen, ihrer Gestalt nach, gleichsam leibhaftig in der Zahl derselben fühlten, und die Schale der Unsterblichkeit schon bei Leibesleben tranken. Ohne dies Gefühl wären die Künste und Gesänge Griechenlandes und Roms nie so geehrt, geliebt, gesucht worden; ohne dasselbe hätte kein Homer und Pindar, kein Flaccus und Maro gedichtet, kein Apelles gemahlt, kein Phidias und Polyklet

gebildet. Mit Thränen beneidete Alexander den glücklichen Achill, daß ihm die Götter zu seinem Verewiger einen Homer geschenkt hätten; und auch Tyrannen schonten des Mundes der Nachwelt, der Weisen und Dichter, damit sie durch sie nicht in der schlimmsten Gestalt andern Völkern und der Nachkommenschaft erschienen.

Exegi monumentum aere perennius
regalique situ pyramidum altius
quod nec imber edax aut aquilo impotens
possit diruere, aut innumerabilis
annorum series et fuga temporum.
Non omnis moriar; multaque pars mei
vitabit Libitinam; usque ego postera
crescam laude recens, dum Capitolium
scandet cum tacita virgine pontifex.

so singet ein römischer Dichter selbst und verheißet in mehrern Oden sich und seinen Freunden einen unsterblichen Nachruhm. a) Auch haben die Götter dem, was in diesem Streben nach Unsterb-

a) Horat. L. II. 20. III. 30. IV. 8. 9.

sterblichkeit wirklich Ewiges war, ihren Beistand nicht versagen können: die Helden Pindars und Homers, die Mächtigen und Weisen Griechenlandes und Roms leben Eines Theils noch in Bildsäulen, Brustbildern, Aufschriften und Gedichten; Kunst und Geschichte halten vereinigt den unverwelklichen Kranz des Andenkens über ihren Häuptern. Horaz hat sein Capitolium überlebet; der Venusinische Schwan durchfliegt alle gebildete Völker.

Wie aber, wenn dies der einzige Weg zur Unsterblichkeit, oder die einzige Art einer ewigen Fortdauer wäre, wie wäre es mit uns bestellt? mit uns, die sodann ein paar Jahrtausende zu spät gekommen wären, um mit der Jugend der Welt ihre frischen Morgenkränze zu theilen. Hinter zehn Helden und Dichtern zu seyn, ist schon ein geringerer Platz: die Namen der Menschen, wenn sie hergezählt werden müssen, werden so bald verwechselt, so blöde unterschieden; die Personen, die solche bedeuten, stehen sooft verunstaltet und verkannt da, daß in dem großen La-

byrinth der Zeiten, in welchem oft das Schlechteste neben dem Besten gepriesen wird, das wahre Verdienst sich zu verlieren scheinet. Die Tafel der Muse ist beschrieben, fast mehr beschrieben, als das Gedächtniß der Menschen davon fassen kann; was am Rande hinzugethan wird, können nur kleine Buchstaben seyn, oft schwer zu lesen und von zweifelhafter Bedeutung. Der Mund der Fama hat seinen Credit verlohren; das Lob der Kunst, Dichtkunst, ja selbst der Geschichte hie und da nicht minder. Die Sprachen der Völker sind zertheilt, und wer kann sich eine Stimme geben, die von den Säulen Herkules bis zum Indus reiche? Das Feld der Geschichte, auch der Verdienste und Känntnisse selbst, ist zu groß geworden; dagegen die Aufmerksamkeit der Menschen in ihrem Innern geschwächt, die Theilnahme derselben an einem einzelnen Gegenstande, Geschäft oder Lande, dergestalt verwittert, daß es dem fremden Leser schon Mühe kostet, seinen engen Horizont nur zu erweitern, sich in eine fremde Noth, in ein fremdes Verdienst, in einen

frem-

fremden Charakter nur einzulassen und zu finden. Ein gemeinschaftliches politisches Vaterland haben die Völker Europens gar nicht mehr; die wenigsten haben es innerhalb ihrer eignen Grenzen. **Friedrich der Große**, der einen Alexander und Cäsar in Manchem weit übertrift, und dem die Götter selbst in seine Gesichtszüge das Gepräge der Unsterblichkeit drückten, wird schwerlich je so allgemein: so klassischberühmt werden, als Alexander und Cäsar es sind und waren; er stehet, der Zeit nach, hinter zu vielen andern, und muß mit ihnen allen den Wettlauf nach dem Kranze des Ruhms wagen. Und wo stehet das Ziel dieses Wettlaufs? Welche Hellenodiken theilen den Kranz aus? Den Augur an der Tiber wird niemand dafür erkennen; in seinen theuren Himmel will niemand Rechtliches mehr. Ueberdem ist auch sein Kalender voll, seine Altäre sind besetzt und die Litanei der Heiligen überhaupt ist eine schlechte Pindarische Ode. Die Heroën der alten Welt, die Götter Griechenlandes und Roms sind gefallen; Jahrhunderte haben sich

be-

bemüht, die Mittel der Unsterblichkeit zu vernichten, die Wege dahin zu verschwemmen, den Hügel, auf welchem sie blüht, den Menschen ungangbar zu machen und sie dafür mit dem alltäglichen Loose eines Tantalus, Ixion oder Sisyphus zu beschenken.

Facilis descensus Averni
noctes atque dies patet atri janua Ditis
sed revocare gradum, superasque evadere ad auras,
hoc opus, hic labor est. Pauci quos aequus amavit
Juppiter aut ardens evexit ab aethera virtus
Dis geniti, potuere.

* * *

Sollte es nicht eine andre Unsterblichkeit geben, die uns nicht geraubt werden kann, ja auf die uns eben jene der Kunst, Geschichte und Dichtkunst als ein jugendlicher Traum selbst hinweiset?

Es

Es wäre sonderbar, daß was seiner Natur nach wahrhaft unsterblich ist, uns von Zeiten, Menschen und Schicksalen geraubt werden könnte; die Götter selbst können es nicht rauben.

Unsterblich nämlich, und **allein unsterblich ist, was in der Natur und Bestimmung des Menschengeschlechts, in seiner fortgehenden Thätigkeit, im unverrückten Gange desselben zu seinem Ziel, der möglichstbesten Ausarbeitung seiner Form, wesentlich liegt;** was also seiner Natur nach fortdauren, auch unterdrückt immer wiederkommen, und durch die fortgesetzte, vermehrte Thätigkeit der Menschen immer mehr Umfang, Haltung und Würksamkeit erlangen muß: das rein-**Wahre, Gute und Schöne.** Aus diesem Samen sind Göttergestalten hervorgegangen, Heroen und Wohlthäter der Menschheit entsprossen und entsprießen noch; sie haben auch auf uns gewirkt; wir haben Beruf und Macht, in ihrem Werk fortzuwirken und dadurch den schönsten und edelsten Theil unsrer selbst, in unserm Geschlecht

zu verewigen. Es sei mir vergönnt, diesen Gedanken, der keine Poesie, sondern die schlichteste Wahrheit ist, mit Wenigem zu entwickeln. Ich bin gewiß, daß in jedem edlen Gemüth, das mich höret, sich auch ein Land der Unsterblichkeit aufthun werde, indem jedem sein Herz saget: hier wohnt wahre menschliche Unsterblichkeit, hier oder niegend. Außer ihr ist Schatten und Orkus.

Das Edelste, was wir besitzen, haben wir nicht von uns selbst; unser Verstand mit seinen Kräften, die Form, in welcher wir denken, handeln und sind, ist auf uns gleichsam herabgeerbet. Wir denken in einer Sprache, die unsre Vorfahren erfanden, in einer Gedankenweise, an der so viele Geister bildeten und formten, zu der auch in andern Sprachen die schönsten Genien des Menschengeschlechts beitrugen, und uns damit den edelsten Theil ihres Daseyns, ihr innerstes Gemüth, ihre erworbnen Gedankenschätze huldreich vermachten. Täglich genießen und gebrauchen wir tausend **Erfindungen**, die aus alten Zeiten, ja zum Theil von den fernsten Gegenden

der

der Erde zu uns gekommen sind, und ohne die wir ein Freudenloses, dürftiges Leben führen müßten. Maximen und Sitten sind auf uns geerbt, die nicht nur das Gesetz der Natur, das dunkel in uns liegt, erhellen, sondern uns auch erwärmen und Kraft geben, uns über Bedrückniß und Gewohnheit hinaufzuschwingen, Vorurtheile abzuschütteln, und indem wir andre Gemüther von demselben Licht des Wahren, Guten und Schönen durchdrungen fühlen, uns mit ihnen in Freundschaft und Thätigkeit weit inniger zu vereinigen, als Geist- und Sinnlose Körper sich je vereinigen könnten. Diese Kette von Wirkungen ist zu uns gelangt, sie hat uns umfaßt und umschlungen; wider Willen müssen wir an ihr halten und im Guten oder Bösen, thätig oder hindernd, auf Welt und Nachwelt fortwirken. Dies ist das unsichtbare, verborgene Medium, das Geister durch Gedanken, Herzen durch Neigungen und Triebe, die Sinne durch Eindrücke und Formen, bürgerliche Gesellschaften durch Gesetze und Anstalten, Geschlechter durch Beispiele, Lebens-

weise und Erziehung, Liebende durch Liebe, Freunde durch harmonische Freundschaft knüpft, also daß wir in diesem bindenden Medium auf die Unsern, auf andre, auf die Nachkommenschaft wirken müssen und fortwirken werden. Dies ist das Innre der wahren menschlichen Unsterblichkeit, jedes äußere Bild von ihr, ist nur ihr Name, ihre Bezeichnung.

Lassen Sie uns, um dies inne zu werden, nur an die lebendigsten Augenblicke unsres Lebens, insonderheit unsrer Kindheit und Jugend gedenken; giengen wir nicht, da wir sie genossen, stets aus uns heraus, und theilten uns mit? oder wir empfingen von andern, fühlten sie in uns, uns in ihnen. Da vergaßen wir unsre eingeschränkte sterbliche Form; wir waren im Lande ewiger Wahrheiten, einer reinen Güte, eines unsterblichen Genußes und Daseyns. So gingen in uns als Jünglinge die Gedanken derer über, die am meisten auf uns gewirkt haben; ihre Töne flossen in uns, wir sahen ihre Gestalten, verehrten ihre Schatten, und die Wirkung, die auf uns durch

ihr innres Wort gemacht ward, gedieh zur Form unsrer Seele. Noch denken wir mit den Gedanken jener Großen und Weisen, die dem Körper nach längst verlebt sind; nicht blos was, sondern wie sie es dachten, hat sich uns mitgetheilet; wir verarbeiten es weiter und senden es fort auf andre. Schiene gleich Manches im dunkeln Grunde unsres Gedankenmeeres todt und begraben zu liegen; zu rechter Zeit steigets doch hervor und organisirt sich zu, und mit andern Gedanken: denn in der menschlichen Seele ist nichts todt; alles lebt oder ist da, daß es zum Leben geweckt werde; und da das Reich menschlicher Seelen im innigsten Zusammenhange ist, so belebt, so erweckt Eine die andre. Noch in einem höhern Grade wirken so auf uns die Leidenschaften, Lebensweisen und Sitten der Menschen, insonderheit derer, mit denen wir täglich umgehn, die wir hassen oder lieben, verabscheuen oder verehren. Gegen jene empört sich unser Gemüth, die Eindrücke dieser gehen sanft in unsre Natur über. Wir gewöhnen uns an des andern Wort, Mine, Blick,

Ausdruck, so daß wir solche unvermerkt an uns nehmen und auf andre fortpflanzen. Dies ist das unsichtbare, magische Band, das sogar Geberden der Menschen verknüpft; eine ewige Mittheilung der Eigenschaften, eine Palingenesie und Metempsychose ehemals eigner, jetzt fremder, ehemals fremder, jetzt eigner Gedanken, Gemüthsneigungen und Triebe. Wir glauben allein zu seyn und sinds nie: wir sind mit uns selbst nicht allein; die Geister andrer, abgelebter Schatten, alter Dämonen, oder unsrer Erzieher, Freunde, Feinde, Bildner, Misbildner, und tausend zudringender Gesellen wirken in uns. Wir können nicht umhin, ihre Gesichte zu sehn, ihre Stimmen zu hören; selbst die Krämpfe ihrer Misgestalten gehn in uns über. Wohl ihm, dem das Schicksal ein Elysium und keinen Tartarus zum Himmel seiner Gedanken, zur Region seiner Empfindungen, Grundsätze und Handlungsweisen anwies; sein Gemüth ist in einer fröhlichen Unsterblichkeit gegründet.

Um hierüber mit mir Eins zu werden, bemerke man folgendes:

1. Je reiner und edler etwas in unsrer Natur ist, desto mehr gehets aus sich heraus, entsaget seinen engen Schranken, wird mittheilend, unendlich, ewig. Eine Form, die uns zusammendrückt, drückt, wenn wir sie andern auflegen, diese um so mehr zusammen, eben weil es nicht ihre Form ist; dahingegen was andern Luft und Lust macht, was ihnen freien Athem und ein Elysium giebt, in welchem freiwillige Blumen blühn, dies ist reiner unsterblicher Aether. Dahin gehören z. B. helle, wahre Gedanken, jede Erweiterung der Wissenschaft, bei welcher wir uns selbst vergessen und nur in den Gesetzen des Gegenstandes denken; Regeln der Vernunft, Sitten und Rechte, in denen Jeder, auch wider Willen, das Allgemeingeltende, Würdige anerkennt, und in ihnen gleichsam Formeln der Ewigkeit lieset. Wo Saiten dieser Art erklingen, tönen alle reine menschliche Gemüther mit; wir freuen uns ihrer, bis un-

vermerkt sie das Saitenspiel unseres innern Sinnes werden. So haben alle Wohlthäter des Menschengeschlechts herabgewirket: so wirken Eltern, Lehrer, Gesetzgeber, Freunde auf uns, und wer sonst den Gang unsrer Gedanken, den Plan unsres Lebens zur reinsten edelsten Humanität fördert. Und o wie glücklich sind vor allen andern die Heroën und Genien der Menschheit, wenn ihnen bei ihrer Macht und Weisheit, und bei ihrer Weisheit und Macht auch Güte zu Theil ward; welche tausend Mittel haben sie in ihrer Hand, auf die schönste und gewisseste Art unsterblich zu werden. Möge der Unterdrückte, der Hülflose, der Verwaisete ihre Namen kennen oder nicht, so lange er durch ihre Veranstaltung Schutz, Hülfe, Aufmunterung, Unterhalt, Freude genießet, so lange leben sie in ihren Anstalten selbst unsterblich. Die bessere Bildung, die der Verwahrlosete empfieng, die gute Aufnahme, die der Verlassene findet, jede Brauchbarkeit, zu der er gebildet wird, jeder Dank, jede Freude in ihm, sammt allen guten Wirkungen, die Er aufs neue

fortsendet, alles ist ihr Werk, ihre Veranlassung und Stiftung. Die Früchte, die sie zum reinen Ertrage der Menschheit säeten, sind von unsterblicher Art, von immer wuchernden Zweigen. Dagegen das, was sich in und mit unsrer sterblichen Gestalt verzehrt, das geht hinab in den Orkus.

2. Zum Uebergange dieses Beitrages in den gesammten ewigen Schatz der Menschheit gehört nothwendig eine **Ablegung unseres Ich**, d. i. eine Entäusserung sein selbst und der Vorurtheile, die an diesem Selbst haften. Wollten wir, wenn wirs auch könnten, Welt und Nachwelt mit unsern Schwächen beschenken? Nein! Der Nektar der Unsterblichkeit, der Lebenssaft, durch welchen das Wahre und Gute keimet, ist ein reiner Saft; alles mit Persönlichkeit Vermischte muß in den Abgrund; in den Gefässen und Triebwerken der großen Weltmaschiene muß es so lange geläutert werden, bis der Bodensatz sinket. Die Wahrheit ruhet auf sich selbst; wenn ihr Würfel auch sechsmal umgewälzet würde, er ist und bleibt ein Würfel.

sel. Dagegen die Pyramide, die auf ihre Spitze gestellt würde, entweder zertrümmern oder mit ungeheurer Mühe umhergewälzt werden müßte, bis sie ihre ruhige Grundlage fände. Leicht wird diese Selbstverläugnung, sobald man Einmal die Luft der hohen Region genossen, und in das Gebiet des Beharrlichen, des Wahren versetzt ward. Gern leget man die sterbliche Hülle der Persönlichkeit ab, wo sie Welt und Nachwelt nur an unsre Unvollkommenheit erinnern wrüde. Der erste Begriff eines allgemeinen Gesetzes sagt schon, daß es von Privatleidenschaft entfernt seyn müsse: so will auch jede reine Form des Guten und Schönen kein Portrait, sondern ein Ideal seyn. Wer über sich selbst der strengste Richter zu seyn vermag: nur der ist ein Sohn der Götter, seiner Natur nach und in seinen Werken unsterblich. Vielleicht habe ich einmal Gelegenheit, etwas über die Dämonen, Heroën und Genien der Alten zu sagen, deren Göttergestalten überhaupt mir wie abgezogene Begriffe und Kategorien erscheinen, unter welche sich alles Unsterbliche in Men-

schen-

schengedanken, Werken und Charakteren gleichsam sinnlich ordnet.

3. Da aber jedes Ding nur auf Eine Weise das Beste seiner Art seyn kann: mithin nach ewigen Gesetzen die Formen der Dinge wiederkommen müssen, und kein Inneres ohne ein Aeusseres, kein Gedanke und Wille ohne Bezeichnung seyn kann; so sieht man, daß im Garten der Unsterblichkeit auch die Kunst des Ewigwahren, Guten und Schönen unentbehrlich ihre Stelle finde. Zwischen allen Abwegen ist nur Eine Straße die gerade und wahre; und wenn nach vielen Jugendübungen das Meisterwerk erscheinet, so dörfen wir nicht zweifeln, daß es den Charakter des Beharrlichen und Daurenden an sich trage. Geweihete Augen erkennen ihn darinn, und wenn der Neid eine Wolke, die Barbarei einen dichten Nebel darüber würfe; die Wolke fällt, der Nebel schwindet, und das Licht des ewigen Werks stralet Jahrhunderte weiter. Unglaublich ists, wie wenig eigenthümliche Formen im Reich der Gedanken und Menschenwirkungen erscheinen,

wenn man die Geschichte prüfend hinab verfolgt. Weit weniger Regenten beherrschen die Welt der Wissenschaften, der Künste, der Erfindungen, Gesetze, Maximen, als Monarchen Länder beherrschen; mancher derselben regierte Jahrhunderte lang in einem süßen Irrthum fort. Zuletzt aber fand sich doch das verscharrete Gold wieder auf; nach dem langen Winter begann die ewige Kraft der Natur einen neuen schönern Frühling. In der Geschichte aller Zeiten und Völker ist das Schönste und Beste jeder Art mit einem Siegel der Unvergänglichkeit, mit dem Gepräge und Charakter des Immerwiederkehrenden bezeichnet; ein glücklich getroffenes Maximum oder Minimum seiner Art, eine aufgelöste Formel, die einzig so aufzulösen war.

Irre ich nicht, so muß, wenn wir gesund sind, diese Betrachtung uns einen neuen Geschmack am Leben, eine neue Hochschätzung des Ranges, auf welchem wir stehen und den Wunsch einflößen, in ihm sowohl Ewigkeit zu geniessen, als für das Fortdaurende in der Menschheit in

der

der besten Art zu wirken. Theilnehmen müssen wir; wir stehn im Strom der Zeit, wo eine Welle die andre treibet; nützlich oder schädlich müssen wir also auf die Zukunft wirken, wie die Vergangenheit auf uns wirkte; der Kampfpreis des Lebens ist, daß wir auch in Nacht und Nebel das Ziel treffen, wo der Kranz hängt, daß wir die Saite treffen, wo wohlklingende Consonanzen ins Unendliche hinauf- und hinuntertönen. Wären diese gleich dem gemeinen Ohr unhörbar; sie sind dennoch da, sie tönen weiter und erwecken neue harmonische Mitlaute. Nicht durch Schriften wirken wir allein auf die Zukunft; vielmehr können wirs durch Anstalten, Reden, Thaten, durch Beispiel und Lebensweise. Dadurch drücken wir unser Bild lebendig in andre ab; diese nehmens an und pflanzen es weiter. So erhob sich der Baum der Humanität über die Völker; unzählige Hände trugen zu seiner Wartung und Pflege bei: wir geniessen seine Früchte und müssen zu seiner weitern Cultur mithelfen. Wie weit diese reiche, umfaßt unser Blick nicht; aber unsre

Hand sei emsig, unser kurzes Leben werde durch Theilnehmung und Theilgebung verlängert und ewig. Mich dünkt, in diesem hohen und richtigen Gefühl werde man leicht des Namens vergessen, mit dem unsre Person bei Leibesleben genannt ward; nicht unser Bild wollen wir unsern Mitgenossen und der Nachwelt vermachen, sondern unsern Geist, unser Herz, die besten Bestrebungen unsres Daseyns, die edelste Form, die wir von andern in uns, auf andre aus uns brachten.

Nachschrift.

Um dem Verdacht der Declamation zu entgehen, der bei Schriften dieser Art alle bleibende Wirkung hindert, will ich in ruhigerm Tone die Grundsätze hinzufügen, auf welche sich die veste Wahrheit vom **Fortwirken der Menschen in die Zukunft** gründet. Man vergesse das Wort Unsterblichkeit, und am wenigsten denke man dabei an eine eitle Fortdauer im Namen. „**Fortwirkung auf menschliche Seelen im Kreise der Menschheit,**„ das ist die Frage.

1. Wenn Ein Gesetz in der Oekonomie der Naturwesen offenbar ist, so ist es **Reihe, Fortdauer der Geschlechter und Arten.** Ein Individuum macht dem andern Platz; es bringt den Samen seiner Zerstörung mit sich, und eben die Gesetze, die sein Wachsthum, seine Blüthe, seine Fortpflanzung befördern, befördern auch seine Auflösung. Es gehet von hinnen, und lebt nur

nur in andern seiner Art fort, denen es sich mit seiner ganzen Erscheinung gleichsam aufopferte und hingab. Diese Regel der Natur, die in Pflanzen und Thieren sichtbar ist, gründet eine **Verewigung der Arten**, zu welcher denn auch alle Triebe der einzelnen Wesen, ihre Begierde nach Nahrung, Wachsthum, und sowohl die Geschlechter: als mütterliche Liebe beitragen.

Der Mensch, als Thier und Pflanze, ist diesem Gesetz unterthan; er ists aber auch, als ein kurzer Inbegrif und Abbild der Natur, in der **eigensten Einrichtung seiner Gattung.** Sein Verstand und seine Vernunft bedörfen zu Aeußerung ihrer Form sowohl der Vergangenheit als der Zukunft: die Erscheinungen Jener bewahrt sein Gedächtniß auf, die Einbildungskraft stellet sie dar, der Verstand bildet aus ihnen Erfahrungen, die er auch auf die Zukunft anwendet. Seine Seele ist also nicht aufs Jetzt eingeschränkt; sie muß, ihrer Art nach, vom Vergangenen für die Zukunft leben, und eben der ist der verständigste, oder gleichsam der eigentlichste Mensch,

der

der die Vergangenheit aufs Jetzt, und da dieses in jedem Augenblick vorüber ist, aufs fortgesetzte Jetzt, die Zukunft, richtig anwendet. In jeder seiner Wirkungen also ist der Mensch eine fliessende Größe. Darauf beruhen die Gesetze seiner Erziehung; seine Bildung und Misbildung, sein Glück und Unglück, der Nutze oder Schade, den er stiftet, fließen daher; und was der einzelne Mensch ist, ist auch sein Geschlecht: denn jedes Glied desselben griff vorwärts in die Kette der Wirkungen vor ihm und ließ menschliche Wirkungen nach. Der menschliche Verstand ist, wenn ich das Gleichniß brauchen darf, ein Januskopf mit drei Gesichtern: man kann zuviel in die Vergangenheit, zuviel in die Zukunft sehen, und darüber das Jetzt versäumen; wie dem aber auch sei, keines dieser Verhältnisse lässet sich vom andern trennen und scheiden. Die regsten Neigungen und Triebe unsres Geschlechts zielen auf diese Fortwirkung, das Streben nach Selbsterhaltung, Gesundheit, Macht, Vergnügen, Ruhm und Glück, die Liebe sein selbst, so wie die Geschlechter-Eltern-Vaterlandes- und Menschenliebe.

So-

Sofort läßt sich aus dieser Verbindung dreier Regionen in unsrer Seele das Glück der Sterblichen erläutern, die, mit treflichen Seelenkräften ausgerüstet, auf vorzügliche Puncte solcher Verbindung trafen, und ihr Jetzt sowohl als ihre Vorzeit auf die Nachkommenschaft vor andern wohl anzuwenden wußten. Sie traten zu einer Zeit auf, da gnugsame Versuche, die Präliminarien ihres Geschäfts schon da waren; diese gebrauchten sie aufs beste, und so dorften sie um die Zukunft unbesorgt seyn, die ihnen früher oder später mit Bewunderung, Liebe und Nacheiferung freiwillig folgte. Es wäre zu erweisen, daß bei **Homer, Sophokles, Plato, Aristoteles, Archimedes,** bei **Raphael, Bako, Galiläi, Newton** u. a. dies der Fall gewesen; **Herschel** und mehrere, die zu unsrer Zeit in mancherlei Dingen Epoche machen und machen werden, zeigen, daß es auch noch bei uns derselbe Fall seyn könne. Und allemal waren es die unbefangensten Gemüther, die die größeste Epoche machten. Treue Haushälter der Vorwelt nutzten sie diese auch in

ihren Schwächen und Fehlern; so trafen sie den Punct der Vollkommenheit, und die Zukunft that ihnen ihre Pforten auf, ohne daß sie solche, wie es andre nutzlos versuchten, mit Gewalt sprengen dorften.

2. Wie also des Menschen eigenstes Vermögen mehr oder minder ein umfassender Geist ist, der mit Hülfe der Vorzeit aus seinem Jetzt auf die Zukunft wirket: so sind die **Mittel**, die er in Händen hat, oder die er, eben dieser seiner Natur nach, sich selbst erschaffet, **offenbare Werkzeuge und Symbole dieser thätigen Fortwirkung.** Ich rechne hiezu vorzüglich **Sprache, Schrift, Wissenschaft, Kunst,** und die Kunst der Künste, **Gesetzgebung und Staatseinrichtung;** sie sind die großen und kleinen Schiffe, mittelst welcher er den Ocean der Zeiten durchsegelt.

Von der **Sprache** ist unnoth zu reden, da sie als das Werkzeug der Fortpflanzung menschlicher Gedanken, Neigungen und Thaten allgemein anerkannt wird: durch sie erben sich die Schätze der

der Vorwelt auf späte Geschlechter hinab; durch sie sind die Wirkungen der Seele des Stammvaters einer Nation noch mit dem letzten seiner Nachkommen verbunden. Durch eine gemeinschaftliche Sprache nehmen mehr oder minder alle Glieder eines Volks an einander Antheil, Zeiten gießen ihren Geist auf Zeiten, Völker auf Völker in immer neuen Mischungen hinab, und sowohl durch Vermehrung als Verwandelung der Sprachen strebet das Menschengeschlecht weiter. Freilich ist die Zeit längst vorüber, da alle Welt nur Eine Zunge und Sprache war, mithin sich Alles Allem mittheilen konnte im Reiche der Menschen; sie wird auch nie wiederkommen auf Erden. Indessen sind sowohl durch herrschende als durch gelehrte Sprachen bereits so viele Völker mit einander verknüpfet, auch haben verschiedene Sprachen sich einander selbst so stark mitgetheilet und an einander gebildet, daß auch hier ein großer Fortgang der Dinge unverkennbar bleibet. Schwerlich werden die Griechische, Römische und Fran-

zösische Sprache als allgemeine Mittel der Bildung je ausgerottet und verdränget werden; die Englische Sprache eifert ihnen nach, und die Deutsche wird sich einst an sie fügen.

Es ist ein hoher Platz in der Geschichte der Menschheit, der Sprache nach für alle gebildete Nationen unsers Erdballs zu schreiben, auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung, wie in Siberien, in beyden Indien wie in Europa gelesen zu werden; (wäre es auch nur um widerlegt zu seyn, wie gegen Pauw's Bemerkungen von beiden Indien aus ist geschrieben worden.) Es ist ein schöner Platz in der Geschichte, gerade auf ein Zeitalter zu treffen, da die Sprache einer Nation zu dem Grade der Bildung gekommen ist, in welchem sie wahrscheinlich fortdauert; in diesem Garten blühen sodann unsterbliche Menschengedanken. Aber auch ohne diesen Vortheil theilen sich ächte Erfindungen, Geistesformen von der schönsten Art, wahre Erläuterungen und Förderungen der Wissenschaft auf mancherlei Wegen mit; wie mit dem

Blumenstaube entfernter Zonen, fährt Zephyr mit Gedanken der Menschen weit umher, daß man oft, wo man sie am wenigsten suchte, ihre Blüthen und Früchte findet. Und dann, ists nicht schon Würde und Werth genug, auch nur auf seine eigne Nation in einigen Geschlechtern fortzuwirken? Vielleicht durch die dreissigste und hundertste Hand gehen die Früchte deiner Bemühungen aus einer veralteten in eine neuere oder fremde Mundart über. Dein Nahme ist längst vergessen; dein Eigenthumsrecht war vielleicht schon mit dem ersten Viertheljahre dahin, indem behende, rüstige Sprecher es sogleich zu dem Ihrigen machten; aber was ist Eigenthumsrecht und Name bei einem Gut, das der Menschheit zugehört? Je reiner du denkest, desto mehr wirst du dich selbst des Unrechts der Vergessenheit freuen, und dich in ihm geehrt finden.

Die Schrift und die **Buchdruckerei** gehören zum Fortpflanzungsmittel der Sprache; die Vorsehung hat durch sie bereits Wunderdinge gewirkt,

wirkt, und wird mit beschleunigter Kraft in den nächsten Jahrhunderten gewiß Wunderdinge befördern. Ein Sprachrohr für menschliche Seelen, wirkt sie auf einmal an hundert Orten und Enden jetzt und zukünftig.

Wissenschaften und Künste sind Formen des menschlichen Geistes, auf denen, je wahrer und nützlicher sie sind, desto vester das Siegel der Unsterblichkeit haftet. Laß es seyn, daß Künste verlohren gegangen sind; vielleicht konnte man sie entbehren; wenn aber auch nicht, so strebe der menschliche Geist, sie wieder zu erfinden und die seinigen vor einem gleichen Untergange dauerhaft zu sichern. Er thut dieses durch die Kunst aller Künste, die Gesetzgebung und Staatskunst: denn ist der Mensch ein politisches Geschöpf (ζωον πολιτικον) wie er es gewiß ist, weil außer diesem Zustande oder im Verderb desselben er das Schätzenswürdigste und Beste seiner Natur verlieret: so strebe er, es ganz zu seyn, und auf Aeonen hinab zu erreichen, was in seinen Kräften stehet.

Eine böse Politik vereinzelt, schwächt, unterdrückt, quält und tödtet Menschen, dem Vieh gleich: sie hat Welttheile verheert, Völker ausgerottet oder zu Sklaven gemacht, Denkmale zerstört, Künste untergehen lassen, Wissenschaften verachtet, und die Fortwirkung des menschlichen Geistes tausendfach gehindert. Unter einer guten Gesetzgebung und Staatseinrichtung, die wie Alles auch auf andre, ihr ähnliche Staaten wirkt und sich mit ihnen vereint, blühet Sicherheit und Friede; Künste gedeihen, Wissenschaften sprießen empor, Vernunft und Sitten läutern einander, und sowohl der menschliche Geist als das menschliche Herz senden in kleinen und grossen Kreisen, in niedern und höheren Ständen, die schönste Beute ihres Lebens, Erfahrung, Klugheit, Sittlichkeit, Vernunft, Kunst und Wissenschaft weiter. Unläugbar ists, daß Europa durch seine vereinte Macht, durch Erfindungen, Anstalten, Aemsigkeit und Klugheit sich Mittel erworben hat, auf alle Völker der Erde, so wie auf die fernste Nachwelt

mäch-

mächtig zu wirken; welch eine Zukunft schlöße sich auf, wenn diese ungeheure Macht und Klugheit einst Weisheit und Güte würde!

3. Ohngeachtet aller einander entgegen strebenden Kräfte unsers Geschlechts scheint eine allgemeinere, vollere, sanftere Fortwirkung desselben auf die Nachwelt in der Ordnung der Dinge, und im Lauf seines Daseyns zu liegen. Alles, was Raum und Zeit bindet, ist Gesetzen unterthan; wie? und die leidenschaftliche freye Willkühr der Menschen, ihr Aberwitz, ihre Rasereien sollten jeder beschränkenden Ordnung der Natur unbändig seyn, und unbändig bleiben? Errötthen sollte unser Geschlecht, wenn es so etwas auch nur im Traum behaupten wollte. Geburt, Tod, Heirathen, Fieber, selbst die Witterung hat ihren Calcul gefunden; und die schädlichen Thorheiten der Menschen sollten ihn nach einer dreitausendjährigen Erfahrung nicht finden? Nicht blos den Calcul werden sie finden, sondern auch Regel und Riegel. Ohnstreitig tobt

jene wilde Persönlichkeit, die sich einst durch Uebermuth und sinnlose Zerstörungen unsterblich machte, nicht mehr mit der Freiheit, wenigstens nicht mit der Billigung auf der Erde umher, mit welcher sie ehedem verehrt ward, (es wäre denn in entfernten Ländern und Winkeln;) mancherlei Ursachen tragen dazu bei, jeder zu frechen persönlichen Anmaassung Einhalt zu thun und mit Aufopferung derselben lieber die Ruhe des Ganzen zu sichern. Immer mehr verliert sich alles in grösseren Massen; es wirkt durch Leidenschaftlosere, oft sogar nur durch mechanische Mittel, und muß sich also der kältern Vernunft eher fügen. Revolutionen, wie die von Attila, Dschengiskan, oder von unsern Deutschen Vorfahren bewirkt ward, haben wir in Europa kaum mehr zu besorgen; und was von Europa aus die Welt drückt, ist meistens der kalte Geiz, die niedrige Habsucht. Eine Geissel Gottes fürs Menschengeschlecht zu seyn, nach diesem einst rühmlichen Hunnen-Ruhm wird niemand mehr gelüsten; selbst Barbaren hüten

sich

sich, ihre zerstörende Natur zu rauhe zu zeigen. Die Werkzeuge ihrer Macht sind Eines Theils gelähmt, oder andern Sinnes geworden; kurz, was die helle Vernunft anfing, warum sollte dies das Gesetz und eine vestgestellte Ordnung Aller mit Allen nicht einst vollführen? Wer hieran zweifelt, müßte es als erstes Naturgesetz annehmen, daß das Menschengeschlecht, unter das Schlechtere verkauft, zum Beßeren nie gelangen könne, und daß seine klärsten, sichersten Grundsätze ewig und immer täuschende Scheinworte bleiben müßten. Ist dies aber nicht, hat der allweite Raum sich zu Sternen und Sonnen aufgeklärt, und was Chaos war nach Naturgesetzen in daurende Bahnen geregelt; so lasset uns beym jungen Menschen-Chaos auf unsrer Erde an dieser wünschenswerthen Entwiklung auch nicht zweifeln, vielmehr dazu alles was wir können guten Muthes beitragen. Licht ist das stilleste, aber wirksamste Element der Natur; durch seinen schnellen Stral, durch seine ungestört fortgesetzte, geräuschlose Wirkung belebet und reiniget es die

Natur, erweckt und färbt die schlummernde Blumen, macht andre Farben ersterben; es ist der stille Träger fortwirkender Schöpfungskräfte. So sei auch unsre Thätigkeit für die Nachwelt, und der ganze Lohn derselben, daß durch sie, wie durch verschlungene Lichtstralen, eine neue schöne Schöpfung lebe.

IV.

IV.

Ueber Denkmale der Vorwelt.

Erstes Stück.

Wenn Pope sein Gedicht vom Menschen mit der Wahrheit anfängt, daß in unserm umgränzten Leben uns wenig mehr nachgelassen sei, als „umherzusehen und zu sterben:„ so meint er mit diesem Umherschauen wohl etwas mehr, als ein blosses Anstaunen der Dinge, das manche Thiere mit uns gemein haben würden. Verwunderung ist das erste Kind der Neugierde; sie muß aber auch eine Mutter der Untersuchung werden. Ein Reisender, der von seiner Wallfahrt unter Trümmern und Denkmalen nichts als die Wahrheit zurück brächte, „daß alles eitel sei,„ und der seine gewonnene Gleichgültigkeit mit dem Namen der Ruhe eines Weisen beehrte, hätte damit nicht viel gewonnen, sondern vielleicht an seiner ehemaligen

ligen Wirksamkeit in einem eingeschränkteren Kreise verlohren. Schwermüthig auf den Trümmern der Vorwelt zu sitzen, mag eine malerische Stellung seyn; sie ist aber weder gnügsam noch nützlich.

Auf mehrere Weise hat sich also der menschliche Verstand sorgsamer beschäftigt, wenn er sowohl die Trümmern alter Revolutionen im innern Bau unserer Erde, als über derselben die fast allenthalben zerstreuete Denkmale der Vorwelt bemerkte. Dort hat es an Hypothesen nicht gefehlt, viele dieser Erscheinungen zu einem System zu ordnen, und dadurch die Entstehung unsers Erdkörpers zu erklären; hier ist man noch auf dem behutsamern Wege, einzelne Facta zu sammlen, andre zu erklären und nur wenige kühne Geister haben sich bisher an eine allgemeine Auflösung gewaget. Wer wollte diese auch jetzo schon wagen? da so viele Denkmäler noch unentziffert, andre kaum angezeigt oder mangelhaft beschrieben sind, andre, vielleicht nothwendige Zwischenglieder, uns noch

ganz

ganz fehlen. Die Entdeckungen rücken indeß gewaltig fort, und der Trägste wird gezwungen, an ihnen Theil zu nehmen. Ja was noch schätzbarer ist, der Entdeckungsgeist unsrer Zeit gewinnet offenbar an Sicherheit, an unpartheilicher Darstellung, an gelehrter Genauigkeit, an zusammenstellender Wahrheit: denn die Jahrhunderte unwissender Mönche, oder täuschender Bekehrungsgeister sind beinahe vorüber. Ein Reisender geht auf der Spur des Andern, Einer berichtigt, Einer scheuet den Andern; und wenn, wie es zu erwarten steht, auch manche geheime Berichte, die einst eine eigennützige Politik verbarg, werden gemein gemacht werden: so wird die **Geschichte der überirrdischen Denkmale** in dieselbe Combination treten, in welche seit einigen Jahrzehnden die Geschichte der unterirrdischen Vorwelt bereits sehr rüstig getreten ist, ohne Zweifel mit mancherlei neuen Resultaten. Je langsamer wir dabei mit Hypothesen fürs Ganze zu Werk gehn: desto vester wird das Gebäude gerathen. Es

Es werden also auch mir, einem Mitwandrer auf unsrer Trümmervollen Erde, einige Anmerkungen erlaubt seyn, die entweder die Gedanken anderer leiten, oder von ihnen verbessert werden mögen.

1. Zuförderst, dünkt mich, müsse man die hebräischen Sagen über die Urwelt der gesammten Auslegung aller alten und ältesten Völkerdenkmale nicht zum Grunde legen, sondern sie blos für das, was sie sind, für Nachrichten eines Hirtenvolks der Gegenden annehmen, in welchen es lebte. So wenig dem Geologen die sechs Tage der Schöpfung einen Aufschluß zum Bau der Erde geben werden: so wenig können wohl die an sich schätzbaren Familiennachrichten dieses Volks etwas Genugthuendes für alle Erdvölker gewähren. Die Genealogie der Söhne Noahs scheint nichts als eine Landcharte der Gegenden zu seyn, die der Sammler dieser Nachrichten kannte, in einer Projektion entworfen, wie er sie ansah und mit dem Stammvater

vater seines Volks nach Charakteren, die er uns nicht angiebt, in Verbindung brachte. So sind auch späterhin die rings um Palästina wohnenden Völker mit Hebräern blos nach Geschlechts-Verhältnissen in Verbindung gebracht und mit Ehre oder Schande bezeichnet. Dem Forscher allgemeiner Denkmale der Vorwelt ist diese Privatbeziehung eher hinderlich, als nützlich; sie kann ihn weit verführen, und am Ende gewann er aus ihr doch wenig mehr, als hebräische Namen. Nun ist aber aus allen Welttheilen bekannt, daß Völker selten oder fast nie sich selbst so nennen, wie sie von Auswärtigen genannt werden; geschweige daß alle Völker der Erde an Namen, die ihnen ein abgeschloßenes Volk in einer Verwandtschaftstabelle gab, känntlich seyn sollten. Was z. B. gewinnt Bruce dabei, daß er seine Kunstreichen Troglodyten Kuschiten nennt? als daß er uns den Pfad seiner Hypothese unsicher macht, und unsern Gesichtskreis unangenehm verenget. Eben so wohl hätte er sie Kainiten oder Kabylen

nen-

nennen können, und hätte ihnen damit noch eine höhere Abkunft gegeben. So vergesse man bei allen Denkmalen die sogenannte Sündfluth; mögen sie vor derselben, oder gar wie die Beduinen von den Pyramiden sagen, vor Adams Schöpfung gebauet seyn; wenn dem Forscher hierüber nicht andere Merkmale Zweifel oder Aufschluß geben: so darf ihn diese Chronologie weder beruhigen, noch gegen andre Facta zu einer gewaltsamen Hypothese verleiten. Noch weniger darf er sich dabei auf die spätere Angabe, und so genannte Tradition unwissender Araber und andrer Mahomedaner verlaßen, da es bekannt ist, aus wie trüben Quellen ihre ganze Tradition geflossen sei, in welcher Unwissenheit sie solche annahmen, und mit tausend Verwirrungen vermehrten. Wenn sie ihm hier also das Grab Adams und der Eva, dort Hiobs und Abels zeigen: so haben diese Zeugnisse eben so wenig urkundlichen Werth, als wenn sie ihm die Grenzen des ehemaligen Paradieses wiesen. Schon der uralte Sammler der hebräi-

schen

schen Nachrichten nahm diese nur aus einer Tradition auf, und setzte sein Eden an eine Quelle von vier Strömen, die auf unserer Erde nirgend aus Einem und demselben Quell entspringen. Ein anders ists mit Denkmalen, die durch alte schriftliche Zeugnisse genau bestimmt sind, oder an denen sich die mündliche Tradition nach gegebenen Umständen der Geschichte wahrscheinlich hat erhalten mögen. Sonst ist in den Sagen Morgenlandes über die Errichtung ihrer Denkmale dem Namen Salomons so wenig zu trauen, als in andern Gegenden dem Namen Alexanders oder Julius Cäsars.

2. Vielmehr rede jedes Denkmal für sich, und erkläre sich selbst, wo möglich, auf seiner Stelle, ohne daß wir irgend aus einer Lieblingsgegend die Erklärung holen. Wenn man z. B. in Sibirien oder der Mungalei die rohesten Anfänge der Hieroglyphenschrift in Menschen- und Thierfiguren oder andern Zeichen, auf Felsen gegraben und mit rother Farbe bezeichnet, an-

trift; was schließet man natürlicher, als daß auch hier einmal ein Volk den Versuch machte, den fast alle sogenannte Wilden in jeder Weltgegend gemacht haben, und den täglich jedes Kind macht, wenn es sinnliche Figuren roh entwirft und mit solchen irgend ein Andenken bezeichnet; Anmerkenswerth sind dergleichen Figuren, nicht aber wunderbar: vielmehr müßte man sich wundern, daß solche nicht viel häufiger auf der Erde vorkommen, wenn auch hiervon nicht die Ursache am Tage läge. Da nämlich in den meisten Gegenden der alten Welt die Cultur der Künste sehr alt ist, so sind dergleichen Kindheitversuche längst untergegangen, und haben sich eben nur in denen vom Mittelpunkt der Cultur entfernten Gegenden, in Nordasien, Amerika, vielleicht im innern Afrika und auf den Inseln erhalten. Würden sie einst zusammengebracht: so würde man auch an ihnen allgemein jene Perioden des Fortganges menschlicher Geschicklichkeit und Uebung sehen, die man im Besondern bei jeder

der Kunst, z. B. bei der Sinesischen Schrift, bei den Hieroglyphen der Aegypter, ja nach einer vergleichenden Zusammenhaltung verschiedener dieser Nordasiatischen Figuren selbst an ihnen deutlich wahrnimmt. a) Auf undenkliche Zeiten vor unsrer Geschichte ergiebt sich aus solchen Versuchen kein Schluß: denn wie leicht war der Versuch zu machen, und mit wie vielen gebildeten Völkern ist diese Nordstrecke Asiens von jeher in Verbindung gewesen!

Wenn im vordern Asien dagegen Alles so verwüstet ist, daß man, außer den Trümmern von Balbeck und Palmyra, die ihre Wüste schützte, in Syrien, Palästina, Mesopotamien, Assyrien und Chaldäa von den alten Wundern der Welt und ihren Hauptstädten sogar wenige oder keine Reste antrift: b) so erklärt sich dies abermals lei-

a) Strahlenberg, tab. 16. 15. 14 4.

b) Als ein sehr brauchbares Register der Denkmale des Alterthums auf der gesammten Erde können Oberlins or-

der aus der bekannten Geschichte dieser Völker, aus den Materialien, von denen ihre Städte und Denkmale aufgeführt waren, endlich aus der Veränderung des Bodens und des Klima dieser Gegenden selbst. Ein steinerner Götzensitz bei Aradus, Todtengrüfte in Felsen, Reste von Wasserleitungen in der Wüste, überbliebene Haufen von gebrannten, zum Theil mit Buchstaben bezeichneten Steinen an Orten, wo einst die grösseste Pracht der Welt blühete, sind gleichsam das Mindste, das man erwarten kann; von welchem Mindesten man also auch um so mehr Gebrauch machen sollte. Wo irgend es möglich wäre, sollte

orbis antiqui monumentis suis illustrati primæ literæ, Argent. 1790. dienen. Meiners Beschreibung alter Denkmähle, Nürnb. 1786. erstrecket sich nach S. 12. nur auf diejenigen, „deren Urheber gänzlich unbekannt sind, und die alle auf das Daseyn grösserer und gebildeter Völker schließen lassen, als man bey der Entdeckung der neuen Welt in grosser Entfernung von diesen Monumenten antraf.„

te kein beschriebener Stein dieser Gegenden übergangen, ja nirgend auf der Erde ein unverstandenes Alphabet geringe geschätzt werden; es kann mit andern zusammen gehalten, es kann einst verstanden werden. Lobenswürdig ist also die Mühe, die z. B. Niebuhr sich bei seiner Nachzeichnung der Inschriften zu Persepolis, in Arabien und dem Theil Aegyptens gab, den er bereisete; hätte Bruce bei den viel mehrerern Hieroglyphen, die er sah, diese Mühe verfolgen können: so wären wir schon weiter, da er selbst nur die Summe aller auf zweihundert und einige zählet. Setzte man diese Mühe dann einst bei den Denkmalen im innern, im süd- und östlichen Afrika, auf Ceylon, in Indien, im westlichen Nordamerika und wo sich sonst Charaktere finden, fort, und machte Europa zur Niederlage derselben: so würde man wenigstens hie und da, sie an einander reihen können, und sich nicht blos an dem dunkeln Namen unbekannter Charaktere begnügen dörfen.

Ein sprechendes Denkmal kann uns einst als ein Kapitel der Genesis, als eine Stimme der Vorwelt gelten.

3. **Der Erklärung der Denkmäler ist es nicht vortheilhaft, wenn man die Völker, unter denen sie errichtet worden, abgetrennt, und gleichsam so isolirt betrachtet, als ob keine mehr auf der Erde gewesen wären.** Die gezwungene Voraussetzung, die uns hierüber anklebt, entspringet Theils aus den wenigen Nachrichten, die wir vom Zusammenhange und Handel der alten Welt haben; noch mehr aber aus der gedrückten Vorstellung, die uns der Zustand Europa's während seiner barbarischen Jahrhunderte eingepräget hat. Glücklicherweise aber war dieser Zustand nur ein trauriger Zwischenakt in der Geschichte, der doch auch damals das große Verkehr der Völker in Asien, Afrika, und Europa nicht ganz aufhob, c) am

we-

wenigsten aber ältern Zeiten zum Nachtheil gereichen darf. Unsre Genesis selbst in ihrem eingeschränkten Patriarchen-Kreise, verräth einen Zustand der Welt, in welchem nothwendig viel Gemeinschaft der Völker unter einander, Gewerbe, Künste, selbst Wissenschaften und Luxus waren; d) und doch lag es ja am wenigsten in der Lebensart herumziehender Hirten, Dinge dieser Art aufzuzeichnen. Da nun die Geschichte der Griechen so jung und entfernt ist, warum wollten wir nicht noch gegenwärtige Thatsachen als Zeugen gelten lassen, gegen welche sich doch überhaupt ein auswärtiger, später Geschichtschreiber, wie ein schwätzender Hauch verlieret? Konnte Persepolis, konnten die Gräber der Könige in seiner Nähe,

c) S. Fischers Gesch. des teutschen Handels Th. 1. Sprengels Gesch. der geogr. Entdeckungen, Anderson, Bruce, Robertson u. f.

d) Gatterers Kurzer Begriff der Weltgesch. Th. 1. S. 31. f. hat davon ein kurzes Bild gegeben.

konnten die Indischen Tempel in Ilura, auf Salsetta, Elephante, Ceylon, endlich alle berühmten Alterthümer des Ober Aegyptens, bis tief in die Wüste und Abessinien hinein, ohne Künste und Luxus gebauet werden? Sehr erfreulich war es mir also, da ich von einem philosophischen, die Geschichte weit umfassenden Denker allen seinen Mitforschern die Wahrheit laut zu gerufen fand: e) „das Menschengeschlecht ist nur Eins. „Es hat in allen Zeitaltern in einander gewirkt, „und wird und soll in einander wirken.„ Denn so schwer es wird, bei Behandlung der Geschichte und ihrer Denkmale dies jeden Augenblick sichtbar zu machen: so ist es doch der Keim des ganzen lebendigen Körpers unsrer Geschichte. Das menschliche Geschlecht ist Ein Ganzes, seit seiner Entstehung hat es angefangen sich zu organisiren, und soll diese Organisation vollenden.

Den

e) Schlötzers Weltgeschichte Th. 1. 85. hin und wieder.

Den Denkmalen des Alterthums wird also ein großer Aufschluß, wenn man auf die Wege des Völker-Vereins und Völker-Verkehrs merket. Viele Denkmale liegen offenbar selbst auf dem Wege dieser Gemeinschaft und sind wahrscheinlich durch ihn entstanden. So die Alterthümer an der Küste des östlichen Afrika; so vielleicht jene andre an der westlichen Küste der Indischen Halbinsel. So wars mit Babylon, Damaskus, Palmyra, Tyrus: mit einigen Resten des nördlichen Asiens scheint es nicht anders, und ich halte z. B. die Stadt **Madschar**, über deren sonderbaren Ursprung von den wilden Madscharen so manche Verwunderung geäußert worden, †) für

†) S. Büschings Magazin Th. 5. S. 533. Schon Fischer, einer der verdientesten Männer um die Nordöstliche Geschichte muthmaßete den Persischen Ursprung dieser Stadt; meine Hypothese ist aber nicht völlig die seine. Gefundene Inschriften würden die beste Auskunft geben.

nichts als einen Handelsort, eine Niederlage der Perser auf einem allgemeinbekannten Wege des Welthandels. Wenn sich, wie ich kaum zweifle, Inschriften daselbst finden, so werden diese ein Mehreres erklären. Lägen indeß auch manche Denkmale nicht unmittelbar auf dem Handelswege der Völker; setzen sie Reichthum, Handel, mithin Gemeinschaft der Nationen, selbst Nachahmung in Künsten voraus, und die Geschichte gäbe kein Licht darüber, so müssen uns Sagen statt der Geschichte gelten, und da dünkt mich, könnte doch die alte Aegyptische, Persische, Indische Fabel, wenn sie von so bündigen Zeugen, den Denkmälern selbst, unterstützt wird, uns immer statt eines Homers jener Nationen dienen. Ueberhaupt scheinet Asien von jeher ein vielbelebter Körper gewesen zu seyn; und noch jetzo ists die Mutter und das Grab alles Welthandels.

4. **Nur der Zustand einer jungen Welt kann uns die Pracht-Denkmale des hohen**

hen Alterthums erklären. Ihrer Bestimmung nach sinds offenbar Tempel, Palläste, Gräber. Bei Tempeln weiß jedermann, was die Religion, (damals ganz eine Sache des Staats) für alle, die den Bau anordneten und vollführten, bedeutete. Die Könige waren Götter der Erde, die Priester ihre Werkzeuge oder Regierer. Das Volk lebte sparsam, bedurfte im dortigen Himmelsstrich wenig; milden Gesetzen unterworfen, diente es willig, unter der Zucht der Könige und Priester. Den Göttern also einen Tempel, den Königen ein Haus oder ein Grabmal bauen, war ihm Eins; für sich lebte es gern in Hütten, die keine Denkmale seyn sollten. Setzt man nun einen so ordentlich eingerichteten Zustand des Reichs voraus, wie ihn z. B. die Mauern Persepolis in Figuren zeigen, und fügt eine Religion hinzu, wie die Religion der Perser ihrem Wesen nach war, eine Religion, die nichts als Thätigkeit, Ackerbau, Belebung der Welt mit guten Früchten

ten anordnet; denket man dann im ersten jugendlichen Heldenalter der Welt an jene glücklichen Eroberungen, von denen die Persische Fabel redet: so werden uns eben auf dieser Stelle, im Herzen Asiens, zwischen Aegypten und Indien, auf einer Anhöhe, die dem Bau ihre Marmorfelsen selbst anbot, und wo sich Bergeskraft, Volksmenge, Verehrung gegen seinen König, als das Bild der Gottheit, mit Künsten andrer Länder, wie in einen Mittelpunkt vereinigen konnten, Denkmale, wie die zu Persepolis sind, sehr begreiflich. Nicht anders wars mit Indien und Aegypten, wo wahrscheinlich, am meisten in Aegypten, die Künste viel einheimischer waren. Die Eintheilung des Volks in Casten, die strenge Unterwerfung desselben unter Gesetze, Ordnungen, und Priester, seine Bestimmung zu einzelnen Gewerben, die Genügsamkeit desselben und sein milder Himmel unter einer mild-despotischen Regierung, die Lebensweise der Aegypter endlich, bei denen alles von Hölen ausging, und deren Kunst vorzüglich darinn bestand,

diese

diese Hölen zu formen und zu bezeichnen, vor liegende Felsen zu Götterbildern, Sphynxen und Obelisken zu bilden; ein Zusammentreffen solcher Umstände in einem solchen Zeitalter, machte allein dergleichen Denkmale möglich. Wir können und werden jetzt so wenig Obelisken als Pyramiden bauen; selbst die Zeit unsrer großen Gothischen Kirchen scheint in Europa geendet; unser Fleiß, unsere Staatskunst wendet sich auf mehrere, schnellere, oft auch nützlichere Gegenstände. Daß auf die **Gräber der Könige** so viel gewandt wurde, bezeigt vollends die Jugend der Welt. Man erfreuete sich seines irrdischen Lebens, man wünschte Unsterblichkeit, und hatte sich noch nicht getrauet, sich jenseit des Grabes derselben zu versichern; man suchte sie also **im Grabe**. Dem Mann, dem bei einem kurzen Leben die Welt zu Gebot stand, erbauete sich die prächtigste **ewige Wohnung**, in welche er als Leichnam, der Sage nach oft mit vielen Schätzen, aber auf einem

ver-

verborgnen, nur den Priestern bekannten Wege hineinschlüpfte und da ewige Ruhe oder ein ewiges Leben im Grabe hoffte. Alles dies athmet den Geist jugendlicher Weltzeiten; Er war der Riese, der diese Denkmale erbaute.

5. Bei allen Denkmalen der Vorwelt muß man nicht nur zurück auf die Ursachen sehen, die solche beförderten, sondern auch auf die Würkungen, die dadurch befördert wurden: denn kein Kunstwerk steht todt in der Geschichte der Menschheit. Jedermann sind die neueren Hypothesen bekannt, durch die man auf Ein Urvolk der Künste und Erfindungen hinaufzusteigen versucht hat; man bemühete sich um sie, seitdem man den Kasten Noah als völlig unbrauchbar ansah. Einen unpartheiischen Forscher der ältesten Denkmale darf vorjetzt noch keine solche Hypothese kümmern; in der Zusammenwirkung der Völker, in lauter Versuchen zu ihrer Organisation

liegt

liegt ihm das erste Urvolk; und er sieht in der Kette der Dinge nicht nur zu dem hinauf, was vorherging, sondern auch zu dem, was daraus erfolgte. Vor allem fällt ihm da die gleichsam zum zweitenmal geschaffene **Natur des Menschen**, d. i. die ungeheure Neigung ins Auge, mit der Jedes dieser ältesten Völker noch nach Jahrtausenden an seinen Erdstrich, an seine Religion und politische Satzungen gebunden ist. Kein Europäisches Band vermag die Völker zu binden, wie z. B. die Indier an ihren Ganga, an ihre heiligen Oerter und Pagoden gebunden sind. Die Perser waren mit ihren Feuertempeln weniger an ein Vaterland geheftet, da der Pallast Dschemschids nur ein Heiligthum ihrer Staatsverfassung gewesen zu seyn scheinet. Und doch, wie sehr hat auch dies Volk eben in seinen Urgegenden auf manche zum Theil noch unerkannte Art fortgewirket! Die **Hölen und Tempel des obern Aegyptens** sind längst eine Wohnung der Nachtvögel

vögel und Räuber; die Wirkung derselben aber, ihre sogenannte Weisheit, ihre Geheimnisse, ihre Symbole, wie weit umher ist sie verpflanzt! in welche Formen ist sie metamorphosirt worden! Endlich die armen **Krypten des Jüdischen Landes**, ursprüngliche Hölen der Trogloditen, nachmals Gräber der Könige und der Reichen, zu wie Manchem haben sie Anlaß gegeben, was ohne sie schwerlich auf so viele Völker verbreitet wäre! In diesen unterirrdischen Grüften war eine Versammlung der Väter, ein Todtenreich, (Scheol) voll ewigen Schattenlebens. Hier flossen Bäche Belials: hier nagte der Tod; hier in diesen Felsenklüften ward Auferstehung offenbaret. Wäre, wie in Indien, im vordern Asien der Körper verbrannt worden: so wäre wahrscheinlich die Idee der Seelenwanderung auch hier entstanden oder fortgepflanzt worden, und die Vorsehung hätte sich auf einer andern Stelle der Erde einen Geburtsort trostreicher Hoffnungen, deren das bedrückte

Men-

Menschengeschlecht bedorfte, erwählet. So allenthalben. Keine Wirkung, die durch ewige Denkmale ins Herz der Menschen gebauet werden konnte, hat ihres Zweckes verfehlet. Lasset uns z. B. hören, wie ein armer Israelit nach einer 1200jährigen Verbannung sich nach den nackten Gebürgen, den Gräbern und Denkmalen seines uralten, von ihm nie gesehenen Vaterlandes sehnet. g)

Seufzer nach den Denkmalen des heiligen Landes.

Eine Elegie.

Hast du vergessen der Deinen, die jammernd schmachten in Fesseln?
Zion, vergissest du jener unschuldigen Schaar,

Eines

g) Jehudah Hallevi hieß er, der Uebersetzer oder Verfasser des Buchs Kosri. Er lebte im zwölften Jahrhunderte, einer der größten Bedrückungszeiten seines Volks; daher man ihm die heftigen Stellen verzeihen wird, die ihm der Schmerz gegen andre damals lebende Völker auspreßte.

Eines Restes der Heerde, die sonst in ruhigen Thälern
Vor dir weidete; jetzt fremd, und entfernet von Dir.
Nimmst du den Frieden nicht an, h) mit dem von jeglicher Seite
Sie dich grüssen, wohin irgend ein Treiber sie trieb?
Ach den Gruß eines Sklaven, der noch in den Fesseln zu hoffen
Waget; es rinnen ihm Zähren nach Zähren hinab,
(Wie der Thau vom Hermon in nächtlichen Tropfen hinabrollt;)
Glücklich, könnt er sie nur weinen in Deinen Schoos!

Könnte

h) Der gewöhnliche Friedensgruß mehrerer morgenländischer Völker.

Könnte mit ihrem Bade nur Deine verödeten Hügel,
feuchten! Und dennoch, nein! sinket die Hoffnung ihm nicht.
Wenn ich dein Elend beweine, so gleich' ich der nächtlichen Eule;
Harfe des Dankes wird, Harfe der Freude mein Herz,
Denk' ich deiner Erlösung. O Beth-El, heilige Stäte, i)
heilige Hallen, wo einst sichtbar der Ewige sprach,
Wo die azurnen Thore des Himmels sich nimmer verschlossen;
Sonne, Mond und Gestirn wichen dem herrlichen Glanz

Got=

i) Ein schönes poetisches Bild. Sein ganzes verödetes Land redet der Dichter als den nackten Stein an, auf welchen der Stammvater seines Volks, Jacob, einst das Haupt legte, darüber den offnen Himmel sah, und die Verheißung des Ewigen hörte.

Gottes. Könnt' ich ergießen mein Herz, wo
des Ewigen Geist sich
auf der Jünglinge Schaar, Israëls Jüng-
linge goß.
Seliger Ort! dem Höchsten der irrdischen Thro-
ne zu heilig,
nur dem Schöpfer geweiht, nur des Er-
habensten Thron;
(Ach, und entweihet jetzt von verwegnen Knech-
ten!) O könnt' ich
einsam irren umher, Zion, in Trüm-
mern von dir;
könnt' in trauriger Stille, auf dunkeln Fitti-
gen schwebend,
zu Dir tragen mein Herz, welk und vom
Jammer geknirscht,
könnte mit meinem Angesicht dort hinsinken zur
Erde,
vest anschließen die Stirn an den gesegne-
ten Staub,

Und

Und aufrichten sie dann zu den Gräbern meiner verwes'ten
Väter, anstaunend jetzt Hebron, der Könige Grab,
Euch, ihr Berge, die ihr die grössesten Lichter der Welt deckt;
Zion, so athmete ich Aether der Geister in Dir.
Nackt und entsohlet würd' ich mit Wohllust suchen den Erdgrund,
Der, sich eröffnend, Dich, Lade des Bundes, empfing,
Dich in den dunklen Schoos, du Heilges der Heilgen, aufnahm
Daß des Verruchten Hand nimmer entweihete dich.
Hingestreuet des Hauptes Schmuck auf deine Gefilde,
wäre Verwünschung mir, mir dem Verzweifelnden Trost.

Jede Verwünschung, womit ich den Tag des Jammers belege,
der dich verödet, o Land, wäre mir einzige Lust;
Sonst ist jede mir schnöde, so lang' ich von Hunden den Löwen, k)
Fürsten von Sklaven zerfleischt, Edle von Raben zerhackt
Sehe gezerret umher. Ich scheu und hasse das Taglicht,
das so scheußliche mir, schreckliche Bilder mir zeigt.

Der

k) Bei dieser Stelle soll der Verfasser, da er im funfzigsten Jahr seines Alters nach Palästina gezogen war, und mit zerrissenem Kleide, mit entblößten Füßen diese Elegie singend, Jerusalem betreten hatte, sein Leben gewaltsam verlohren haben. Vielleicht nur eine ausschmückende Tradition, um diese Stelle recht zu bezeichnen.

Der du den Kelch der Trübsale mischest, halt' o Erbarmer,
halt' ein wenig! Gefüllt ist er mit bitterem Trank.
Laß mich erholen mich, und allen Jammer noch Einmal
fühlen; und gieße den Rest völlig dann über mich aus.

Krone der Schönheit, ermuntere dich. Erwach' o Geliebte,
Denke, Zion, der Huld, denke der Liebe zu dir,
Welche die Herzen deiner Gespielen mit mächtigem Reiz zieht,
Daß dein Wohl sie entzückt, daß sie dein Jammer betrübt.
Aus der Gefängniß Kluft sehnt ihre Seele zu dir sich;
Knieen sie nieder; zu dir neiget sich sehnend ihr Haupt.

Nimmer vergisset die Heerde, von jenen Hö-
hen verscheuchet,
Deiner Hürde; sie denkt ihrer im dunkel-
sten Thal,
Schmachtet ächzend zurück zum Schatten der
heiligen Palmen,
lenket immer zu dir seinen ermatteten
Tritt.
Dreimal selige Burg! kann, übermüthig im
Stolze,
Pathros gleichen sich dir, Sinear glei-
chen sich dir?
Mag ein unheiliger Spruch sich deinem Urim
und Thummim
gleichen? Besitzt ein Volk, was du vom
Himmel empfingst?
Wo sind ihre Gesalbten des Herrn? wo ihre
Propheten?
wo des Levitenchors göttlich-entzündetes
Lied?

O die Reiche der Götzen, sie werden im Rauche vergehen;
Du nur, Wohnung des Herrn, du nur, Erkohrene, bleibst.
Heil dem Manne, dem einst in deinen Mauern Ruh wird!
Heil dem Manne, der harrt, bis er mit Jauchzen erblickt,
Daß dein Morgen erscheint, daß deine Freude nun ausbricht,
Daß sich Alles erneut, wenn du dich wieder verjüngst.

Also der Israelit; und wem gingen nicht sonderbare Gedanken auf, wenn er einen so tiefen Eindruck alter Einrichtungen, verfallener Denkmale, oder Gräber noch nach Jahrhunderten bemerkt, und dies Jammern und Jauchzen höret? So vieles dabei dem Dichter eigen, und in seiner inviduellen Lage gegründet gewesen seyn mag;

so unangenehm es seinem ganzen Volk seyn würde, wenn man es aus aller Welt Ende ins verödete Palästina beschränkte: so ist es schon merkwürdig genug, daß nach einer so langen Verbannung Wünsche und Seufzer dieser Art von Tausenden wenigstens noch in Worten, Bildern und Gebräuchen festgehalten werden. Und noch werden wahrscheinlich manche Jahrhunderte hin die Trümmern Jerusalems und was dem anhängt, Millionen der Menschen im Andenken seyn und ihnen Bilder des wahren oder falschen Trostes, Reize zu Liebe und Haß, Hoffnungen, Ahnungen, Prophezeihungen gewähren. Ihr Bau ist einmal gleichsam im Herzen der Zeit, im Jugendunterricht und in der Religion gegründet. Lasset uns dagegen sehen, wie Muhammedanische Prinzen die Ruinen Persepolis betrachteten, und was sie auf ihnen anzuzeichnen gut fanden. l)

Gott

l) Niebuhrs Reisebeschreibung Th. 2. S. 239.

Gott allein bleibt!

Wo sind die Könige, die Allererhabensten?
Sie waren nur so lange, bis das Schicksal
den Todesbecher ihnen bot.
Wie viele stolze Städte blühten einst!
Sie sanken, und der Tod begrub mit ihnen
all' ihre Lebenden —

* * *

O wisse, Creatur, nur Gott besteht!
Du wünschest dir das Reich des Solimann;
Wo ist nun Solimann? Von seiner Pracht,
von seiner Größe, seinen Schätzen nahm
er nichts mit sich. Was Staub betritt,
wird Staub;
ein Menschenantlitz decket jede Schichte
der Erde; jeder Tritt vielleicht betritt
hier einen Königssohn. Von dem Vergangnen
erfreuet uns Ein Ruhm nur, gute That.
Wer Tugend sucht, begehrt nichts mehr als sie.

So

So sammlen sich die Menschen Weisheitsprüche aus Trümmern, die ihre Vorfahren selbst veranlasset haben. Jeder indessen dieser verschiedenen Eindrücke, die aus Denkmälern der Vorwelt hervor gingen, ist dem Forscher der Menschheit wichtig.

Und so wird es mir denn erlaubt seyn, nach den hier geäußerten Grundsätzen, einige Betrachtungen über dieses und jenes Denkmal der Vorwelt anzustellen, und wo die klare Geschichte nicht hinreicht, einige Muthmassungen zu äußern. Zeitig gnug kommen wir auf unserm unbefangenen Wege zu Griechenlandes und Italiens Denkmalen, mit denen sich ohnedies die Einbildung am liebsten beschäftigt.

V.

Ueber Denkmale der Vorwelt.

Zweites Stück.

Um aller Rangsucht über das älteste Alterthum eines Urvolks zu entgehen, fangen wir mit Denkmalen nicht einer Bergnation, sondern eines Volkes im schönsten Klima, an den Ufern des Ganges und weiter hinab auf der Indischen Halbinsel unsere Betrachtung an. Mögen die Bramanen, der Sage nach, aus Norden gekommen seyn: so soll uns dieser Norden noch eben so wenig als die Chronologie ihres Alterthums bekümmern; einige Denkmale der Indischen Religion sind vor uns; sie sollen uns leiten.

Freilich fehlt uns hiebei, noch ungemein vieles. Die alten Denkmale und Tempel des eigent-

gentlichen Indiens sind uns noch wenig bekannt, geschweige daß uns über ihre Einrichtung, ihre Figuren und Inschriften Kunstmäßige Nachricht gegeben wäre; fast nur vom westlichen Rande der Halbinsel kennen wir die Alterthümer auf Elephante, und Salsette, die Hölen zu Canara und weniges mehr, etwas genauer, deren deutlichste Nachricht und Abbildung wir unserm Landsmann Niebuhr zu danken haben. a) Auf der andern Seite der Halbinsel bei dem berühmten Tempel des Jagrenat, den Denkmalen bei Madras, b) und weiter hinan, den Ganges hinauf bis zu dem grossen Gebürge sind wir über Bildsäulen, Tempel, ausgehauene Göttergeschichten, Inschriften u. f. noch in einer tiefen Dämmerung: denn wenn Reisende hie und da mit kurzen Worten etwas

a) Niebuhr Reisebeschr. Th. 2. S. 16. u. f.

b) In den Dänischen Missionsberichten sind hie und da (Th. II. III V. VI.) z. B. von der Pagode zu Sidambaram, den Denkmalen bei Madras u. f. einige gute, obwohl

was anzeigen: so ist dies selten befriedigend, obgleich immer lehrreich. Das Beste hoffen wir hierüber von der gelehrten Gesellschaft zu Calcutta, die in genauerer Beschreibung einiger Alterthümer, wiewohl meistens noch ohne Zeichnungen, bereits einen Anfang gemacht hat. c) Wandelte einen Brit-

wohl unzureichende Nachrichten gegeben. In den Sketches chiefly relating to the history of Indostan Lond. 1790. sind S. 94. u. f. eine Reihe merkwürdiger Denkmale nur angeführt, und in Tiefenthalers Beschreibung von Hindostan sind sie als heidnischer Unrath meistens mit großer Verachtung abgefertiget worden. Das Englische Werk, a comparative view of the ancient monuments of India 1785. ist mir noch nicht zu Gesicht gekommen; der Anzeige nach soll es auch vorzüglich nur von den Denkmälern auf Salsette handeln. Riem's Monumente Indischer Geschichte und Kunst (Berl. 1789.) enthalten im ersten Stück die Grabmale der Kaiser Akbar und Scheri-Schach, mithin Proben nicht eigentlich Indischer, sondern Arabischer Baukunst. In Tavernier, Grose, Anquetill und mehrern Reisebeschreibungen stehet manches Gute, das aber auch bei weitem nicht zureicht.

c) Vor allen bemerkte ich W. Chamber's account of the Sculptures and Ruins of Mavalipuram im ersten Theil der Asiatic

Britten die Leidenschaft an, eine architektonisch-malerische Kunstreise durch Indien zu veranstalten, oder gefiele es Hrn. Hastings, der sich um die Indische Litteratur für Europa bereits sehr verdient gemacht hat, auch Zeichnungen und Nachrichten von alten Denkmalen, wenn er solche, wie wahrscheinlich, gesammlet, bekannt werden zu lassen: so wären wir auf einmal viel weiter.

Aus Dem indeß, was wir von Indiens Denkmälern bisher wissen, ergiebt sich, daß der in ihnen herrschende Geschmack, so wie ihr ganzer Zweck äußerst local und national sei, so daß, woher auch die Samenkörner der Kunst und Religion an den Ganga gekommen seyn mögen, sie an dem-

Asiatic Researches p. 145. seq. Im zweiten Theil sollen von andern Denkmalen Nachrichten enthalten seyn, so wie im 7. Bande der Brittischen Archäologie Beschreibungen der Alterthümer bei Bombay; beide Bücher habe ich noch nicht Gelegenheit gehabt zu gebrauchen.

demselben eine völlig eigne Natur angenommen haben. Lasset uns diese Beschaffenheit in einigen Stücken nach Vortheilen und Nachtheilen entwickeln.

1.

Die meisten Denkmäler Indiens hat die Religion gestiftet: denn wir wissen mit welcher Macht diese über alle Stämme des Volks noch jetzt herrschet. Ihr gehören jene wundersame Tempelhölen, voll ausgehauener Göttergeschichten, jene zahlreichen Pagoden, in denen sich auch Statuen des Gottes oder der Götter finden, denen sie als Wohnungen geweihet sind. Ihr sind die Gemählde, die man an Processionen von Göttern und ihren Thaten umherträgt. Ihr endlich sind jene unzähligen Ruhegebäude und Säulengänge, mit denen die Indier ihre heiligen Teiche gezieret und umfaßt haben, so daß in mehr als

Einem Betracht mancher unruhige Europäer dies schöne Land als den Sitz uralter Ruhe, Güte und Sanftmuth anstaunte. Nun sind viele ihrer Göttergeschichten so zart gedacht, ihre Mythologie ist so ganz eine Metaphysik des Blumen- und Pflanzenlebens, daß man aus ihr die schönsten Abbildungen der Kunst hoffen müßte. d) Brama, das indische Symbol der Schöpfung erscheint auf einem Lotosblatt, schwimmend über dem ruhigen Meer; sein Weib Sarasswadi, die Göttin der Wissenschaft und der Harmonie, hält ein Buch in der Hand, oder spielet die Citter. Wistnu, die erhaltende Kraft der Welt, zeigt sich in seinen ein und zwanzig Verkörperungen zwar mehrmals in fürchterlichen, einigemale aber auch in sehr annehmlichen Gestalten. Als die schöne Moje-

d) S. Die Mythologie der Indier bei Baldeus, Sonnerat, W. Jones on the Gods of Greece, Italy and India in den Asiatik Researches Vol. 1., Forsters Anmerkungen zur Sakontala, dem übersetzten Bagawadam u. s.

Mojeni bezauberte er den Gott der Zerstörung selbst. Als Rama erschien er wie ein schöner Jüngling, Bogen und Pfeile in seiner Hand, und befreiete die Welt von Ungeheuern und Riesen. Als Balapatrem und Prassurama lehrte er die Menschen Fleiß und Tugend; in jener Verwandlung wußte er selbst nicht, daß er Wistnu sei und trägt den Pflugschaar. Als Krisna kam er auf die Welt, die grausamen und stolzen Könige zu stürzen. Alle Götter hielten sich bereit, ihn anzubeten, sangen sein Lob und warfen ihn mit Blumen. Die Harmonien der Engel erklangen und alle Sterne sahen Glückbringend nieder. Von einer Hirtin erzogen, hütete er als Schäfer die Heerde; die melodischen Töne seiner Hirtenflöte lockten die wilden Thiere zu ihm, sie bezauberten Schäferinnen und Schäfer; neun liebende Mädchen sind in seinem Gefolge, mit denen er tanzt und scherzet. Er tödtete die ungeheure Schlange Kalija, schützte den tugendsamen König Darma-Raja;

fand allenthalben Anhänger und Freunde, und lebte ein fröhliches Leben bis zu seinem selbsterwählten Ende. Er ist der Lieblingsgott der Indischen Weiber; in seinen Abbildungen erscheint er vor allen Rama's mit Blumen gekränzt, mit Edelgesteinen geziert, leicht und fröhlich. Dergleichen Vorstellungen Wistnu's giebts noch mehrere, und seine Gemahlin sowohl als Einer seiner Söhne sind Bilder der Schönheit. Lakschmi seine Gemahlin, die Göttin des Reichthums, entsprang mit der Göttinn der Wissenschaft und der Harmonie aus dem Milchmeere; Wistnu fand sie in einer Rose von hundert und acht Blättern, tausend und acht kleinen Blättern; und erzeugte mit ihr Kama, oder Manmadi, den Herzensnager, den Gott der Liebe. Dieser ist ein Kind; den Köcher trägt er auf dem Rücken, Bogen und Pfeile in seiner Hand: sein Bogen ist von Zuckerrohr, mit Blumen umkränzet; eine Schnur Bienen ist seine Senne; seine Pfeile sind zugespitzte Blumen; er

reitet auf einem Papageien-Weibchen. Sein schönes Weib, Radi, die Zärtlichkeit, knieet auf einem Pferde und drückt jagend einen Pfeil ab. Selbst **Iswara** oder **Siva**, der Gott der Zerstörung, erscheint nicht allenthalben schrecklich: als ein wunderschöner Bettler wußte er einst die tugendhaften Weiber mit Liebe zu bezaubern, daß ihre sonst reinen Gelübde und Opfer nicht mehr galten. Dies sind die Hauptgottheiten der Indier und außer ihnen giebt es auch in der Zahl der Untergötter, der Dichtung nach, sehr artige Gestalten. **Indra**, der Gott des Luftkreises, der zwar den Donnerkeil führet, nicht aber ein tobender Gott ist, wohnet als König der Genien und guten Geister im überirrdischen Paradiese, dreier Welttheile Beherrscher. Sanft berühret sein Wagen die Gebürge der Erde, und außer dem Donnerkeil ist eine Blume in seinen Händen. Der Seegott **Varuna** schwimmet auf einem Fisch; die Göttin des Flusses **Ganga** gehet auf dem

stillen Strome und trägt zwei Wasserblumen in ihren Händen. **Arun** ist der Wagenführer der Sonne; er lenket zwölf oder sieben Rosse durch Kraft des Gottes **Surija**, der hinter ihm sitzt; und zerstreuet die Schatten der Nacht. **Nareda**, Brama's Sohn, ein Gesetzgeber, groß in Künsten des Krieges und Friedens, trägt die **Wina**, eine äolische Laute in seiner Hand, die der harmonische Geist der Luft beweget. Die **Indischen Musen und Nymphen** endlich, Personificationen der unschuldigsten und schönsten Wesen der Natur, der Bäume, Pflanzen, Blumen, der Jahrszeiten, ja selbst der musikalischen Töne, sind beinahe die zarteste Sprosse einer menschlichen Dichtung. Was kann nicht aus Geschöpfen dieser Art in Bildern geformet, und in der vorstellenden Kunst sowohl als in tonreichen Worten gedichtet werden?

Fügen wir nun hinzu, daß die Indier, in-

sonderheit in den obern Stämmen ein schöngebildetes musikalisches Volk, und das weibliche Geschlecht unter ihnen, nach der glaubwürdigsten Reisenden Zeugniß, in der Kindheit und den jüngeren Jahren von sehr zarter Bildung sind: fügen wir hinzu, daß die Religion der Bramanen, nordwärts ausgegangen, unweit der Gränzen von Kaschmire, im Mittelpunkt der Schönheit Asiens, ihren ersten mythologischen Wohnsitz aufgeschlagen und Krisna bei seiner Erscheinung sich die schönsten fröhlichsten Stämme gewählt habe; ziehen wir den feinen sinnlichen Geschmack der Bramanen in Betracht, der von Wein und Thierspeise gesondert, die Blume und das Wasser feiner als irgend eine andre Nation kostet, die Organe des Gefühls, der Sinne und der Einbildungskraft rein erhält, und keine stürmische Leidenschaft der Seele von langen Generationen her kennet: bemerken wir, daß unter allen Nationen der Erde die Indier das einzige Volk sind, das die

sinnliche Wohllust zur schönen, ja sogar zur gottesdienstlichen Kunst gemacht hat; e) und fügen dann die zarte Genauigkeit, den religiösen Fleiß, die unermüdliche Aufmerksamkeit dazu, mit denen vielleicht nur sie Werke der Kunst vollführen konnten, wie sie Werke des mühsamsten Fleißes vollführen; was werden wir von ihren Abbildungen so feiner Dichtung nicht auch in Gemälden oder andern Vorstellungen erwarten. Und wenn wir Gelegenheit hatten, Indische Malereien oder andre Kunstwerke aus den jetzigen Zeiten ihres allgemeinen Bedrucks und Verfalls zu sehen und die schönen Farben, den feinen Fleiß, die zarte Seele in ihnen zu bemerken; wer würde nicht neugierig auf die Denkmale ihrer bessern und besten Zeiten! wer wünschte nicht am Berge Meru ei-

e) S. Hierüber Grose, de Pages, Makintosch, die Sketches relating to the manners of the Hindoos, und die Nachricht jedes Reisenden, der nicht gegen die Nation eingenommen war.

einen Parnaß, auf Agra's Fluren ein Thessalien, und an den Ufern des Ganga ein Asiatisches Athen zu finden?

Ganz betrügt uns vielleicht diese Hoffnung nicht; und wenn einst die Denkmale der Kunst und Dichtung jener Gegenden uns wie die Griechischen dargelegt würden; so wird nach manchem schon bekannten Winke man wenigstens Bedenken tragen, die Indier hinfort, in Ansehung der Kunst und Dichtkunst, noch hinter die Aegypter zu setzen, und sie, die unter allen Völkern der Erde vielleicht am wenigsten Barbaren sind, unter rohe Barbaren zu zählen. Niebuhr,[f)] der viele Aegyptische Denkmale gesehen hatte, findet die Basreliefs und Statuen im Tempel auf Elephante viel besser in der Zeichnung und Stellung als die Aegyptischen Figuren; er bemerkt an mehreren derselben zornige oder furchtsame Mienen und

f) Niebuhrs Reisebeschreibung Th. 2. S. 32. u. f.

und äussert überhaupt von diesen ungeheuern, in Felsen ausgehöhlten Tempeln die Meinung, daß sie nicht weniger Arbeit und weit mehr Kunst gekostet hätten, als die Aegyptischen Pyramiden. W. Hunter g) rühmt an einigen dieser Riesenfiguren „sehr schön gebildete Theile, in denen das Schwellen der Muskeln und mancherlei Affect, z. B. der tiefe, stille Gram, in andern Verachtung und Unwille wohl ausgedruckt sei; er findet bei den meisten ein regelmäßiges Verhältniß der Glieder, und bemerkt bei den Hölen zu Canara, daß da in ihnen keine Misgestalten, wie auf Elephante und bei Ambola gefunden werden, diese Kunstwerke vielleicht die ältesten von allen und zu einer Zeit gearbeitet seyn möchten, da der Geschmack und die Mythologie des Volks noch nicht verdorben waren.„ Hätten wir nun gnugsame Beschreibungen, ich will nicht sagen, Abbildun-

g) Ebelings Sammlung von Reisebeschreibungen Th. 9. S. 466. u. f. Hamburg 1787.

dungen von Indischen Denkmalen des höheren Landes, um nur einigermaassen die Geschichte der Kunst dieses Volks verfolgen und Ursache angeben zu können, wie, wo und wann die Misgestalten der Bilder angefangen oder aufgehört haben? kennten wir die Bilder der Götter und Helden in ihren verschiedenen Erdstrichen, Sekten und Tempeln mit einiger Genauigkeit: so würde es leicht werden, zu unterscheiden, wo z. B. die dicken Lippen und andre fremde Züge der Gestalt und Kleidung zu finden oder nicht zu finden sind, und wie sie sich mit der unstreitigen Geschichte, Mythologie und Bildung der Indischen Nation gemischt oder gepaart haben? Nun aber sind wir hierüber fast ganz im Dunkel. Wir wissen selbst nicht, woher die bekanntesten Abbildungen der indischen Götter, die wir in den oben angeführten Büchern sehen, genommen sind? h) Noch weniger

h) Die in Baldeus, Hollwell, Jones scheinen mir die ursprünglichsten, wie denn mit den ersten die Indischen, gewiß

niger wissen wir, wo sich andere, an die Jones in seinen Gedichten und Erläuterungen denkt, finden? und eine Geschichte der Mythologie, Kunst und Dichtkunst dieses Volks liegt noch ganz in der Zukunft. Wie sollten wir an diese jetzt schon zu denken wagen, da die Denkmale ohnweit Bombay, Madras, Pondicheri, die Jahrhunderte lang den Europäern so nahe lagen, kaum in den neuesten Zeiten bemerkt und beschrieben sind, und wir z. B. von den höchst merkwürdigen sogenannten sieben Pagoden zu Mavalipuram erst neulich einige Nachricht erhalten haben? i) Sagte man uns, daß in Griechenland Denkmale vorhanden seyn, auf denen sich die vornehmsten Götter und Helden Homers in Stein gehauen fänden, welche Aufmerksamkeit würde dies erregen! Dort sind die vornehm-

gewiß Originalgemälde, im Museum des Cardinal Borgis zu Veletri sehr übereinkommen. Woher mag Jones die seinigen haben? hat Er sie etwa simplificirt?

i) Asiat, Researches Vol, I. p. 145.

nehmsten Geschichten des ersten Indischen Helden-Gedichts, des Mahabarit gebildet: dort ist das Bett Derma-Raja's, Wistnu's u. s. wenige Meilen von einer Hauptniederlage der Engländer und Franzosen, noch ganz unbeschrieben; wie nun, wenn man die Pagoden, in denen meistens jede Gottheit ganz local verehrt wird, durch ganz Indien verfolget? Vieles hat freilich die Zeit zerstöret; noch mehreres haben die muhamedanischen Fürsten für ihren Gott und Mahomed verwüstet, oder in Moscheen verwandelt; was noch da ist, sahen die Missionare als schändliches Götzenwerk an, und der Gelddurst der Europäer verachtete es aufs tiefste; nur der Wunsch bleibt uns also übrig, daß der Sinn reicher Britten auf eine malerische Alterthumsreise durch Indien, so weit die Bramanenreligion reicht, gerichtet würde. Jetzt reden wir, weniges ausgenommen, nur wie über mythologische Kalenderbilder und über Nachrichten von Hörensagen.

* * *

2.

Wenn es über diese zu reden erlaubt ist: so müssen vor allen die Hindernisse angeführt werden, die der Kunst der Indier entgegen zu stehen scheinen; wiederlegt die Zeit meine Vermuthungen, so will ich gern widerlegt seyn.

Das Haupt-Hinderniß nämlich war die Quelle ihrer Kunst selbst, ihre Religion und die daher geformte Einrichtung. Ihre Götter entsprangen aus symbolischen Begriffen, die man auch in Denkmalen als Symbole beibehielt, die aber deßhalb die Kunst gewaltig einschränkten. Die gewöhnliche Stellung derselben ist die sitzende: denn sie sind Könige, Herren des Weltalls; diese Stellung mit zusammengeschlagenen Füßen nach morgenländischer Weise ist der bildenden Kunst nicht förderlich. Eine halbe Figur geht aus dem Teppich,

pich, oder der Blume, auf welchen sie sitzet, empor; die Füße sind wie hinzugefügte, todte Glieder. Keine lebendige Kraft, kein strebender Wuchs kann im Gebilde sichtbar werden. Wenn nun auf dem Haupt des Gottes noch die Pyramidenkrone stehet, wenn sein Ohr mit Gehängen, seine Brust mit Perlen, sein Kleid mit mancherlei Schmuck Orients geziert ist: so wird die Figur zwar reich, für die Kunst aber minder schön werden. k) Ein Gemählde, das diesen Zierrath mit frischen, lebendigen Farben ausdrückt, kann mit der Natur wetteifern; das Basrelief aber und die Statue blei-

k) Dieser Putz schien ihnen von der Göttergestalt so unabtrennlich, daß der verkörperte Gott sich den Menschen fast nicht anders offenbaren konnte. Als Krisna gebohren ward, sagt der Bagavedam, brachte er vier Hände zur Welt, ein Kleid mit Rubinen besetzt, und mit prächtigen Perlen gezierte Ohrengehänge. Er erschien mit einem königlichen Purpur bekleidet, Waffen an seiner Seite und eine Krone auf seinem Haupte. Himmelblau war sein Leib; daher kömmt auch sein Name. S. Sammlung Asiatischer Original-Schriften, Zürich 1791. S. 278.

bleiben zurück. Da nun auch stehende Figuren ordentlicher Weise mit diesem Putz, der selbst die Füße umwindet, beladen sind; so wird der Kunst hiemit ihr Hauptgegenstand, die Bildung des Körpers entzogen. Zukünftige Nachrichten mögen es einmal zeigen, wie Krisna mit seinen Gespielen, Kama, der Gott der Liebe, mit Mutter und Weibe scherzend vorgestellt sind; sonst giebt Wistnu, wie er auf der Schlange oder im Schoos seines Weibes schläft, nach unsern Begriffen kein schönes Göttergemählde. Sind vollends fürchterliche Erscheinungen desselben abzubilden gewesen, wie er als Fisch das Gesetzbuch vom Grunde des Meers heraufholt, als eine Schildkröte die sinkende Erde unterstützte, jetzt als ein Eber auf den Riesen losging, dann als ein Ungeheuer aus der Säule hervorbrach; so kommts auf den Geschmack der Kunst an, wie sie diese Fabel zu behandeln wußte. Mir sind schöne und

häß=

häßliche Abbildungen davon bekannt, 1) authentische Nachrichten werden erweisen, welches die beliebtesten, die häufigsten Vorstellungen waren, und wie solche etwa nach Gegenden und Zeiten gewechselt haben. Eben so beschwerlich sind der bildenden Kunst einige Thiere, auf welchen Indische Götter reiten. Im Mährchen lässet es sich artig hören, wie der Gott der Liebe auf einem Papagei, Siwa auf einer Kuh, dem Bilde der Tugend, Supramanier auf einem Pfau, Sani der Gott der Strafe auf einem Raben, der König der Hölle auf einem Büffel, der König der Geister auf einem Elephanten reitend vorgestellt wird; das Bedeutende davon läßt sich nirgend verkennen; dem Auge indessen giebt es außer dem Gemälde mit Farben, kein so gnügsames und vestes Kunstverhältniß, als wenn der Gott des

1) Man vergleiche z. B. Baldeus, Dapper, Sonnerat, Jones; im ersten und letzten sind die leidlichsten Gestalten.

Feuers auf einem Widder, der Gott des Meers auf einem Krokodill, der Gott der Winde auf einer Gemse, der Gott des Reichthums auf einem weißen Roß mit Kränzen geziert, die Göttinn der Zwietracht und des Elendes auf einem schwarzen Pferde, das Panier des Raben in der Hand haltend, reitet. Allenthalben indeß sieht man, die **symbolische Allegorie** hatte die Kunst übermannt; diese gehorchte der religiösen Bezeichnung und Sage.

Noch deutlicher bemerkt man dieses an den **Attributen, mit welchen die heilige Sage ihre Götter auch in der Kunst beschwerte:** um diese Attribute nur zeigen zu können, gab sie ihnen viele Hände, viele Köpfe. Hiemit hatte freilich die Sage reiche Gelegenheit, an dieser göttlichen Ungestalt sich erhalten und wiederholen zu können; bei jedem Symbol, jedem Arm, jedem Kopf konnte eine Geschichte, eine Eigenschaft des Gottes erzählt

zählt werden, und an einer einzigen Figur hatte der Lehrer sowohl als der Schüler gleichsam die ganze Epopee des Gottes, ein vollständiges Inventarium seiner Verhältnisse und Thaten. Alles war an ihm bedeutend; und ich zweifle, ob die Symbolik der Kunst bei Einem Volk der Erde ausführlicher behandelt sei, als bei den Indiern. Die Symbolik der Aegypter wenigstens erscheint gegen sie so einfach, daß es zu verwundern ist, wie man beide verwechseln, oder einander hat gleichschätzen mögen. Jede von beiden ist local, es herrscht auch ein völlig verschiedener Geist der Zusammensetzung in dieser und jener.

Aus Büchern nämlich scheint die ganze Kunst der Indier entsprossen zu seyn, wie auch Wistnu bereits in seiner ersten Verwandlung die verlornen Wedams hervorholte; daher ich für diesen Theil der Symbolischen Kunst recht viele Indische Gedichte, Mährchen und Sagen übersetzt wünschte. Ganz einen

andern Weg nahm die Kunst der Griechen. Sie diente zu Anfange den Priestern; aber nicht lange. Bald warf sie dem Bacchus die Hörner, andern Göttern ihre drückende Symbole ab, und symbolisirte die Götter selbst zu bleibenden, ewigen Charakteren. Eine Stirn des Jupiters, Herkules, Apollo und Bacchus ist für die ganze Figur charakteristisch; so ihre andern Glieder. Die Kunst der Griechen ward gebildet, als Kunst zu sprechen, ohne fremde Attribute, ohne Buchstaben der heiligen Sage; dahin konnte sie unter der Leitung der Bramanen bei den Indiern schwerlich gedeihen. Die Caste der Künstler war ein untergeordneter Stamm: der Stamm der Bramanen war sein Geliebter. Fleiß und Arbeit konnte jener zum Werk bringen; dieser brachte dazu anordnende Gedanken.

* * *

3.

Wenn also auch, wie ich doch nicht glaube, die Kunst der Indier als Kunst keinen Werth erhielte; in der Geschichte der Menschheit wird sie ihn je und immer als **Denkmal eines philosophischen Systems** behaupten, das vielleicht nur am Ganga entstehen konnte, an ihm aber auch unvergänglich zu seyn scheinet. Ich zeichne einige Hauptsätze dieser merkwürdigen Philosophie aus, und setze sie mit der Kunst in Verbindung.

1. **Eine schaffende, erhaltende und zerstörende Kraft** war die Grundlage dieses Systems, das sich eben so sehr der sinnlichen Anschauung, als der tieferen Forschung empfiehlet. An die Principien der Perser von **Licht und Finsterniß**, an die Systeme andrer Nationen von **thätigen und leidenden Kräften der Natur** konnte allerdings viel Wahres und Gutes ge-

knüpft werden: ich zweifle aber, ob Eins derselben dieser Trias von Kräften an Allgemeinheit, Leichtigkeit und Anmuth der Ueberschauung gleich sei. Jede Blume lehrt uns dieses System, (die Indier liebten die Blumen) und was jene lehrten, bestätigen die Blumen des Himmels, Sonnensysteme, Milchstrassen, als Theile des Universum: Schöpfung, Erhaltung und Untergang sind die drei Puncte ihrer großen oder kleinen Epoche. Die schaffende Kraft, Brama, ward bei den Indiern bald in den Schatten gedrängt und um den lautesten Theil ihrer Verehrung gebracht; (denn wie wenig wissen wir von der Schöpfung!) indeß Wistnu und Siwa, der durchdringende Erhalter und Zerstörer der Dinge, sich in den Thron der Weltherrschaft theilen. Auch das war schön bei diesem Poëm des Weltalls, daß die Fortpflanzung der Wesen ein Mittelpunkt der Vereinigung aller drei Kräfte ward, die einander begegnen, einander aufzuheben scheinen, und eben dadurch die Kette der

Na-

Natur weiterhin gliedern. m) Fruchtbarkeit zerstöret die Blume; und doch streben zu dieser Blüthe alle ihre Kräfte; was sie zerstöret, erhält die Schöpfung. So sind auch **Wistnus Verwandlungen** gewissermaasse die Summe aller **Ereignisse der Menschengeschichte**: Denn was zeiget uns diese, als Sinken und Emporholen, gewohnte Unterdrückungen aller Art, und sodann hie und da etwa einen neuen Altar des verkörperten, hülfreichen Gottes Rama.

2. **Die Seelenwanderung** lag in diesem System, wo nicht wesentlich, so doch als ein Traum; ein angenehmer oder schrecklicher Traum für Wesen, die in die Region unsichtbarer Kräfte durchaus nicht zu dringen vermögen. Das Verbrennen des Leichnams trug wahrscheinlich zu ihrer

m) Iswara wollte brennend die Welt zerstören, Wistnu fing ihn auf, Brama unterstützt beide; daher der Lingam. S. Sonnerat S. 152. Zürcher Ausg. 4. 1783.

rer Gründung bei, und es ist unglaublich, wie tief sie sich in den weichen Gemüthern der Indier gegründet habe. Sie allein bewiese, (wenn keine andere Beweise da wären,) was durch Wahn und Glaube aus einem Menschen gemacht werden möge; eben aber auch sie beweiset, daß das Bramanensystem ein sehr durchdachtes System sei, welches denn auch seine feinen Eintheilungen der Weltelemente, Sinne und Seelenkräfte, der Tugenden und Laster, ja der feinsten Wirkungen des menschlichen Geistes gnugsam bestätigen. n) Kennten wir die reiche Literatur der Bramanen im Fortgange ihrer älteren und neueren Geschichte: so würde diese uns über Mehrerers hievon Licht geben. o)

3.

n) S. Hierüber insonderheit den Baghuat-Geeta, Lond 1785.

o) S. Hirrüber den Aufsatz XVIII. on the Literature of the Hindous, Asiat. Research. Vol. I. p. 340.

3. Das Erste und einzige Wesen, das nicht Brama, Wistnu, Iswara, sondern Brehm, die Selbstständigkeit ist, hat die Indische Philosophie in einer so entfernten Höhe, zugleich aber auch in einer so innigen Nähe mit uns vorzustellen gesucht, daß sie von beiden Seiten schwerlich übertroffen werden möchte. „Es war: es ist, was da „ist: es bleibet. Außer ihm ist die Schöpfung „Maja, Täuschung; sie ist nur gegenwärtig in un„sern Sinnen, in unserm Verstande. Weit inniger „als die großen Elemente ist das Wesen der Wesen „in Allem; das All ist aber nicht dies Wesen selbst: „kein Ding ist ein Theil von Ihm, alle Dinge sind in „ihn; sie sind sein Abdruck. Das Gemüth kann „ihm suchen, diesen Wesenden, durch Grundsä„tze, die, wie Er, allenthalben das einzige Ewige sind.„ Und sie haben ihn gesucht, diese sonderbare Weisen, und suchen ihn noch auf strengen Wegen der Enthaltsamkeit, Absonderung und Vereinigung (Concentration) der Gemüthskräfte und Ge-

Gedanken. Ob sie ihn gefunden haben? ob er auf diesem Wege zu finden sei? wollen **wir** wenigstens nicht entscheiden, die wir in unserer Lebensart, unter Zerstreuungen und Begierden, vielleicht von der feineren *Maja* (Verblendung) nicht einmal einen Begriff haben, die jene von Wein, Blut und Leidenschaft gesonderten Menschen unter der Idee des **Wesens der Wesen** täuschet.

Auf die Kunst der Indier hatten diese hohen Speculationen einen mächtigen Einfluß, indem sie die Verehrung heiliger Bilder, Orte und Elemente, mithin die ganze Composition heiliger Denkmale bestimmten. „Wie das Auge, sagen sie, durch das „Licht, das Gefäß durchs Feuer, das Eisen durch „den Magnet durchdrungen und belebt wird: so „wird auch durch den ewigen Geist das Weltall mit „Kräften begabt, und die Seele des Menschen „mit den edelsten Kräften. Heilige Bilder sind „nur Erinnerungen der Gottheit, die man am

„eigent-

„eigentlichsten und tiefsten in sich selbst, in ei„nem reinen Verstande und Herzen findet.„ Mit diesem Grundsatz waren die Grenzen ihrer religiösen Kunst bestimmt, und durch die dreifache Personification des höchsten Gottes ihr ganzer Weg vorgezeichnet: denn die Idee des hochsten Gottes selbst war keines Bildes fähig.

Dies zu erweisen laßt uns einige Stellen des Baghat-Geta, in denen Krisna zu Arjun über sich selbst und seine Gestalt spricht, hören:

Auf und vernimm der Geheimnisse Größtes. Alles, was da ist,
ruhet in mir, wie die Luft im weiten, unendlichen Aether,
und kehrt wieder zurück nach seinem vollendeten Zeitlauf,
in die Quelle des Seyns, aus welcher es wieder hervortritt.

* * *

Vater

Vater und Mutter der Welt, der Erschei-
nungen Grund und Erhalter,
ihre Geburt und Wiederauflösung uud endlicher
Ruhort,
Regen und Sonnenschein, Tod und unsterbli-
ches Leben,
Aus- und Einkehr bin ich, der Dinge Seyn
und Verschwinden.

* * *

Nichts ist größer als Ich. Wie die köstliche
Perl' an der Schnur hängt,
hangen die Wesen an Mir. Ich bin im Was-
ser die Feuchte,
Licht in der Sonn' und im Mond', Anbetung bin
ich im Wedam,
Schall in dem Firmament, und Menschenna-
tur in der Menschheit,
süßer Geruch in der Erd' und Glanz in der
Quelle des Lichtes.

Le-

Leben und Glut in Allem, des Weltalls ewi=
ger Same.

Wer wollte dies Wesen bilden? wer könnte es mahlen? Um den Menschen anschaulich zu wer=
den, muß der sich offenbarende Gott Symbole wählen und so wählt er in jeder Gattung und Art das Edelste, das Erste:

Ich bin der Schöpfung Geist, ihr Anfang,
Mittel und Ende.
In den Naturen das Edelste stets von allen
Geschlechtern.
Unter den himmlischen Wistnu, die Sonne
unter den Sternen,
Unter den Lichtern der Mond, von Elementen
das Feuer,
Meru unter den Bergen, das Weltmeer unter
den Wassern,
Ganga unter den Strömen, Aswaata unter den
Bäumen,

König in jeglicher Art der Menschen und aller Lebendgen;
Unter den Schlangen bin ich die ewige Schlange, der Weltgrund,
Unter den Rossen das Roß, das aus den Wellen des Milchmeers
sprang, und der Elephant, aus eben den Wellen gebohren.
Unter den Waffen der Donner; der Führer himmlischer Heere
unter den Kriegern; ein Lehrer der Geister unter den Lehrern;
unter Gebeten das stille Gebet, der himmlischen Chöre
Führer; von Worten das göttliche Wort, einsylbig und heilig.
Millionen Formen, Geschlechter, Arten und Farben,
Das ist meine Gestalt. Auf! siehe mit himmlischem Auge
Mich, wie ich bin —.

Arjun sahe die hohe Gestalt in himmlischer
Zierde,
Vielbewafnet, geschmückt mit Perlen und köst-
lichen Kleidern,
Duftend in Wohlgerüchen, bedeckt mit selte-
nen Wundern.
Allenthalben umher der Häupter Blicke gerichtet,
hielt er die Welten in sich, geschieden in jede
Verändrung.
Uebertäubt von den Wundern, das Haar vor
Schrecken erhoben,
sank der Schauende nieder und betete preisend
den Gott an:

„Ewiger, in Dir seh ich die Geister alle
versammlet,
Alle Gestalten der Wesen: ich sehe den schaf-
fenden Brama
in Dir, thronend über dem Lotos; ich schaue
Dich selbst an,

Dich mit unendlichen Armen und Formen und Gliedern bewafnet,
und doch seh ich in Dir nicht Anfang, Mittel und Ende.
Geist der Dinge, du Form des Alls! Ich schaue die Krone
Deines Haupts, eine stralende Glorie, leuchtend in alle
Fernen, mit unermeßlichem Lichte, die Welten ihr Abglanz.
Deine Augen, der Mond und die Sonne; der Athem des Mundes
flammendes Feuer, der Raum des Weltalls Deine Verbreitung.
Geister seh ich zu Dir sich nahn, wie zum Orte der Zuflucht;
Geister seh ich erschrocken die Hände falten und zittern.
Welten schauen Dich an und staunen, Dich die gewaltge

Rie-

Riesengestalt von unzähligen Augen und Gliedern und Häuptern,
Armen und Brüsten. Die Heere der Länderbeherrschenden Helden
siehe, sie stürzen in deinen verschlingenden, feurigen Athem,
wie ins unermeßliche Meer die rollenden Ströme,
wie in die Flamme des Lichts der Mücken Schwärme sich stürzen,
Aber Du stehest und bleibst und füllst mit Stralen das Weltall —

* * *

Ich bin weit entfernt, die Metaphysik dieser Vorstellungen den ersten und ältesten Zeiten zuzuschreiben; die Idee des höchsten Gottes mag von den drei grossen Kräften der Natur nur spät abgezogen seyn; eben deßwegen aber lag

sie vorher schon in allen dreien Gestalten. Der Verehrer des Brama, des Wistnu, des Siwa fand den höchsten Gott vorzüglich in seinem Verehrten, wie es noch jetzt, nachdem Brama in den Schatten gedrängt ist, die Sekten des Wistnu und Siwa beweisen. Jede legt ihrem Gott die höchsten Prädkiate bei und raubet sie den andern, sogar daß sie die Geschichten derselben umkleidet. Aus so überschwenglichen Ideen konnte die Kunst keinen andern Charakter gewinnen, als den ich zur Unterscheidung den vielbedeutenden (πολυσημαινών) nennen möchte. Er wollte Alles sagen, er wollte bei den großen Göttern das Weltall im Bilde zeigen. Da entstanden jene vielarmigen, vielköpfigen Ungeheuer, in einem ganz eigenen Geist der Zusammensetzung; die Bramanen-Weisheit hatte Spekulation und Fabel auf eine so seltne, eigenthümliche Weise verbunden, daß die bildende Kunst nothwendig darunter erliegen mußte.

Eben

Eben so begreiflich wirds, daß die Lehre der Seelenwanderung der bildenden Kunst nicht förderlich seyn konnte. Man sahe den Körper als ein Zusammengesetztes von Elementen an, die bei seiner Auflösung zu ihrer Quelle zurückkehrten.

Wie man die alten Kleider hinwegwirft,
neue zu tragen,
lässet die Seele den Leib und zieht in andere Leiber.

Daher man denn für die Verewigung dieser flüchtigen Körpergestalt nicht sogar sorgsam seyn konnte. Auch gab das gewöhnlichere Verbrennen der Todten mindere Gelegenheit zu Gräber-Denkmalen, da den Grundsätzen der Indier nach die Seele im Grabe keine Wohnung haben konnte.

Also müssen wir, wenn von Composition der Gestalten in Kunst und Dichtkunst nach Indischer Weise die Rede seyn soll, unsern Ge-

sichtskreis weiter und höher nehmen, wo wir denn in der Vorstellungsart der östlichen Völker jenseit des Indus bis in die Mongolei, Tsina, Siam, Japan u. f. ein Eignes antreffen werden, dessen Erklärung schwer, wie mich dünkt, aber nicht unmöglich ist. Wie an verschiednen Orten der Erde die Magnetnadel verschieden, jedoch unter Hauptgesetzen, decliniret: so declinirt die Einbildungskraft, der Geschmack, die Art der Composition der Völker, und doch ists und bleibet es allenthalben dieselbe Menschheit.

VI.

Ueber ein morgenländisches Drama.

Einige Briefe.

Willt du die Blüthe des frühen, die Früchte des
späteren Jahres,
Willt du was reizt und entzückt, willt du was
sättigt und nährt,
Willt du den Himmel, die Erde mit Einem Namen
begreifen —
Nenn' ich Sakontala Dich, und so ist alles
gesagt.

Goethe.

Erster Brief.

Sind Sie auch des Glaubens, daß kein morgenländisches Volk ein eigentliches Drama gehabt habe; eine Behauptung, der man viele Ursachen unterzulegen wußte, so werden Sie wohl diesem Glauben absagen müssen, wenn ich Ihnen ein morgenländisches Schauspiel, unter allen Schauspielen der Welt eins der ersten seiner Art, anzeige. „Doch nicht ein Tsinesisches? etwa eine Schwester jenes Waisenkindes, das Voltaire in Französischer Kleidung auf seine Bühne brachte? Eins aus jenen vierzig Bänden der Tsinesischen besten Schauspiele, die du Halde anführet und um die sich von Europa

aus Niemand weiter bekümmern mochte? Nichts aus diesem Lande. Sakontala heißt mein Drama: ein Indisches Schauspiel, von Kalidas gedichtet, von W. Jones herbeigeschafft, und ins Englische, aus dieser Sprache von G. Forster ins Deutsche so gut übersetzt, daß es sich fast besser als das Englische Original lieset. a) Säumen Sie nicht zum Genuß dieser unerwarteten Blume zu gelangen; eine schwache Zeichnung derselben, bei der ich mit Bedacht mehr verschweige als darlege, soll nichts als die Lust dazu in Ihnen vermehren.

Duschmanta, Kaiser von Indien, ein Zweig aus dem Geschlechte des berühmten Puru, verfolgt auf der Jagd eine Gazelle: der Wagenführer redet ihn an und schildert ihn wie ein Grie-

che

a) Sakontala oder der entscheidende Ring, ein Indisches Schauspiel von Kalidas, übersetzt von G. Forster. Mainz und Leipz. 1791.

che den jagenden Apollo schildern würde; die Flucht des Wildes, die Schnelle des Wagens sind in wenigen Zügen so anschaulich gemacht, daß man sofort vor dem Gemählde des Orts und der Handlung stehet. „Sie darf nicht getödtet werden, ruft eine „Stimme; diese Antilope, o König, hat in un„serm Walde ihren Zufluchtsort!„ Alsobald hält der Wagen: ein Einsiedler flehet den König für die Sicherheit des heiligen Waldes an. Edel gehorcht der Fürst, und der Einsiedler ladet ihn ein in diese geweihete Freistäte, in der die Pflegetochter eines verehrten Bramanen, in dessen Abwesenheit, Gastfreundschaft übe. Duschmanta nimmt die Einladung an, bemerkt die Zeichen des Heiligthums rings umher, steigt ab vom Wagen, legt seinen Königsschmuck ab, und betritt den ehrwürdigen Hain mit einer glücklichen, ihm selbst wundersamen Ahndung. Welch ein schöner Eingang zur ganzen Begebenheit dieses Drama! Leise und höchst natürlich wird nicht nur Sakontala

angekündigt, sondern ihr auch im Gemüth des Lesers die heilige Sicherheit vorbereitet, die zu allem was folgt, ihr Schirm seyn muß: denn wenn in diesem Haine das gejagte Reh seine Freistäte findet, wie sollte Die eines solchen Schutzes nicht genießen; die als ein Kind des Himmels in diesem Haine erzogen, in ihm als eine unerkannte, vom Hofe weit entfernte Blume blühet?

Sakontala mit ihren zwo Gespielinnen erscheint, und entzückt des Königs Auge. Die Zarte pflegt der Blumen, nicht nur auf ihres Vaters Geheiß, sondern aus schwesterlicher Neigung. Tief ist das Gefühl, das, dies ganze Stück hindurch, insonderheit in weiblichen Seelen sich gegen die blühende Schöpfung äußert, und Sakontala ist gleichsam die Königin dieses Mitgefühles. Liebliche Reden sinds, die ihre Freundinnen ihr über ihr Geschäft und über sie selbst sagen. Eben finden sie in ihrer geliebtesten Blume eine Vorbedeutung ih-

ihres nahen Glücks, einer frohen Vermählung, und liebkosen ihr auf die unschuldigste Weise. Aber eine summende Biene fährt aus der Mallika-Blume, und will nicht von ihr lassen. So wird auch im Kleinsten die zukünftige Handlung nicht nur vorbedeutet, sondern wirksam eingeleitet. Denn eben diese ganze Scene, in welcher Sakontala sich unschuldig und liebenswürdig zeigt, wird von Duschmanta behorcht. Liebetrunken hangt sein Auge an ihr, und sein Gemüth quälet sich mit dem einzigen Zweifel, ob dies süße Geschöpf als eine Bramanentochter ihm auch versagt seyn möchte. Endlich tritt er hervor, und es beginnt eine Scene der Gastfreundschaft, der bescheidensten Wohlanständigkeit und einer paradiesischen Unschuld. Immer mehr wird Duschmanta von Liebe durchdrungen, und da es sich in der kunstlosesten Unterredung gleichsam von selbst entwickelt, daß sie nicht des Bramanen, sondern des berühmten Königs Nausika Tochter, Tochter einer Nymphe des nie-

niedern Himmels sei; so findet er den Wunsch seines Herzens erfüllet; er entdeckt sich durch seinen Ring, und da ein Geschrei über die Nähe eines wütenden Elephanten die Unterredung trennet, bleibet er zurück im Seufzen der Liebe. Ferne sei es von mir, alle Auftritte so zu durchgehen; lesen Sie, und Sie werden in diesen ersten Scenen alle Symptome der Liebe von der leisesten Sehnsucht an, durch alle schüchterne Zweifel und Hoffnungen, bis zum Zutrauen, bis zur Gewißheit; ja was die Liebe Zartes, selbst Bulendes und Tändelndes hat, werden Sie in jedem Grade des Lichtes und Schattens, jungfräulich und königlich, bald ausgedrückt, bald nur mit einem Hauche berührt, finden. Duschmanta und Sakontala sind nach der ältesten, heiligsten Weise Gandarwa durch Wort und Gelübde auf ewig verbunden.

Aber nun schlinget sich der Knote. Bei dem

Abzuge des Königes erschallen Trauerstimmen; die Freundinnen der Sakontala werden besorgt: wir hören, daß ein böser Gast auf sie, unwissend ihr selbst, einen wilden Fluch gelegt habe, der auf der Freundin Bitte zwar gemildert, aber nicht widerrufen worden. Kanna, ihr Pflegevater, ist wieder gekommen, Er, der wie ein höherer Geist aus einer höheren Ordnung der Dinge handelt. Hier hört mein Auszug auf; lesen Sie, wie er Sakontala zu ihrer Abreise bereitet, wie er ihren Abschied den Nymphen kund thut und diese antworten; wie sie selbst Abschied nimmt von den Pflanzen, von ihrem geliebten Madhawi-Strauch und dem Rehchen. Lesen sie die Lehren, die Kanna ihr und ihrem Führer ins Gemüth legt; und nun die Katastrophe ihrer Aufnahme. Bemerken Sie, durch welche Vorbereitungen das Licht, in dem der König hiebei erscheinen muß, gemildert und gerichtet werde, wie Sakontala sich, wie sich ihr Führer, wie der Priester, wie sich der

Kö-

König selbst betragen. Die Katastrophe rückt fort; der Knote wird zusammengezogen. Nach der höchsten Beleidigung, die einem unschuldigen Wesen zugefügt werden konnte, werden Sie alle Quaalen der Reue, der Liebe, des endlosen Schmerzes, der nahe an die Verzweiflung reicht, geschildert und ausgedruckt finden. Geben sie dabei auf jeden Zug acht; keiner ist müssig, selbst nicht die der Erinnerung wiederkommende Biene. Und dann sehen Sie, wie aus der tiefsten Tiefe der Führer des Götterwagens den Leidenden hervorholt, durch angeflammte eigene Thätigkeit ihn wieder zum Mann, zum König, zum Gehülfen der Götter macht und ihn königlich und göttlich lohnet. Kein Wort von mir zerstöre Ihre Freude, sich mit Duschmanta auf dem Wagen Matali's, und dann unerwartet an einem Orte zu finden, der das Ziel der menschlichen Phantasie zu seyn scheinet. Werfen sie also mein Blatt weg, und lesen das Buch; aber nicht Europäisch d. i. um etwa

nur den Ausgang zu wissen, mit flüchtiger Neugierde, sondern Indisch, mit feinaufmerkender Ueberlegung, Ruhe und Sorgfalt; sodann wünsche ich darüber Ihre Gedanken.

Zweiter Brief.

Ist es möglich, daß Sie an der Aechtheit der Sakontala anders zweifeln können, als sofern man etwa aus Zartheit des Gemüths an einem unerwarteten Gute, das vor uns ist, gleichsam liebend-ungläubig zweifelt? Der Dichter Kalidas möge gelebt haben, wenn er wolle; ein Europäer war dieser Dichter Kalidas nicht: darüber dörfen Sie Ihrem Herzen und Ihrer prüfenden Ueberlegung trauen.

Welch ein weiter Gesichtskreis herrscht in diesem Werk! ein Gesichtskreis über Himmel und

Erde. Welch eine eigene Art alles anzuschauen! Götter und Geister, Könige und Hofleute, Einsiedler, Bramanen, Pflanzen, Weiber, Kinder, alle Elemente der Erde. Und wie tief ist alles aus der Philosophie und Religion, der Lebensweise und den Sitten der Indier nach ihrem Klima, ihren Geschlechterabtheilungen und sonstigen Verhältnissen geschöpft, ja in diese verwebet. So äffet man nicht nach, auch wenn man das System und die Lebensart der Indier auf allen Fingern herzusagen wüßte. Ueberdem ist die Zeit, in welche dies Stück gehört, auch für Indien nicht die heutige Zeit; die Sitten, die darinn herrschen, sind nicht die heutigen Sitten. Das Band, das Götter und Menschen, die sichtbare und unsichtbare Welt knüpft, ist so sonderbar geflochten, daß wir es, der Denkart unsres Zeitalters nach, zwar anstaunen und erklären, schwerlich aber erfinden und als eigne Schöpfung darstellen könnten. Führen Sie mir nicht den Mac-Pherson mit seinem Ossian, oder den unglücklichen Chatters

terton mit seinem Rowley an; Dinge, die keine Vergleichung leiden. Mac-Pherson hat seinen Ossian nicht erfunden, und dem Rowley, des kühnen Jünglings sahe man seinen Ursprung eben so leicht an, als man ihn mancher morgenländischen Geschichte ansiehet, die uns die Englischen Wochenblätter als Einkleidung vortrugen. Wer aber, mit Indischer Genauigkeit und Bedeutungsvoller Zartheit, eine Sakontala erdichten könnte, der wäre mir der grosse Apollo, oder der Indische Kristnu selbst in wiedererscheinender Wunderschönheit. Das Fremde selbst in dem Stück ein Siegel der Aechtheit; „wnnderbar, „unglaublich sogar, sagte jener Kirchenvater, aber „eben deßhalb ists wahr.„

Unglaublich, schreibe ich; aber nur dem mythischen Inhalt nach unglaublich; was die Aechtheit des Stückes betrift, ist nichts glaubwürdiger, als die Art, wie es zu uns gelanget. Lesen Sie nochmals die Vorrede Jones, und bemerken wie unschuldig er nur zur Nachfrage nach Indischen

Schauspielen, die er selbst nicht zu finden glaubte, gekommen sei. Sehen Sie die Rechenschaft an, die er von seiner Uebersetzung giebt, „wie er „dies Stück zuerst Wort für Wort ins Lateinische „gebracht, wie er es darauf wieder wörtlich ins „Englische übersetzt, und zuletzt, ohne irgend einen wesentlichen Ausdruck ab- oder hinzuzuthun, „seiner Uebersetzung nur die fremdartige Steifigkeit benommen und die Arbeit für das Publikum „als ein authentisches Bild der alten Hinduischen „Sitten vollendet habe.„ Nun ist ja von Herrn Jones sowohl seine Geschicklichkeit, als Treue und Sorgfalt aus andern Uebersetzungen gnugsam bekannt: sein Commentar über die morgenländische Dichtkunst enthält derselben mehrere aus Arabischen und Persischen Dichtern, bei denen es noch niemanden eingefallen ist, an seiner Redlichkeit zu zweifeln. Seine Uebersetzung vom Leben Nadir-Schachs liegt vor uns, und in den Schriften der Bengalischen Gesellschaft hat er als Präsident derselben für die Treue nnd Aechtheit der mitgetheil-

theilten Alterthümer auf eine Art gesorgt, wie mir sonst kein Beispiel bekannt ist. Sie dörfen, um sich hievon zu überzeugen, nur seine kurzen Anmerkungen zu einer von Wilkins übersetzten Steinschrift, seine Vorlesungen an die Gesellschaft, ja auch nur die fernere Vorrede zur Sakontala lesen. Unbefangen giebt er Anzeige, was er von dem Drama der Indier weiß, nennt die besten Stücke, die ihm genannt sind, und spricht von den Schauspielen der Indier nicht anders, als er von ihren heiligen, juristischen, medicinischen, moralischen, philosophischen Büchern spricht, in seinem Amt, als Vorsteher einer Gesellschaft, die er in Bekanntmachung dieser Schätze zum Wetteifer mit andern Nationen anmuntert. Jederzeit hat Herr Jones seine eignen Nachbildungen von dem was er wörtlich übersetzte, treu unterschieden, wovon Sie in seinem Buch über die morgenländische Dichtkunst sowohl, als in seinen eigenen Gedichten den klaren Beweis finden können; nie hat er z. B. seine Hymnen auf einige

Indische Gottheiten, oder andre Gedichte solcher Art für Urkunden der Völker ausgegeben, aus denen er seine politische Begriffe zog, welches denn auch seine Poesie selbst, die im höchsten Grade Englisch ist, zeiget. Wo finden Sie nun in der Sakontala den Englischen Schnitt, den sonst diese Nation nie verleugnet? Sie führen die Scene der Fischer, die den Ring bringen, und den lustigen Mohawyaan, und nennen sie Shakespearisch; aber was ist Shakespearisch? Ist es die Natur selbst; so shakespearisiret diese in Indien sowohl, als in England, so daß ich gerade im Gegentheil diese Scenen im höchsten Grade Indisch nennen möchte. Nichts überhaupt, m. Fr., verführt mehr als dergleichen Zweifelei, wir mögen sie bei Griechen, Römern, oder Indiern anbringen; sie verstopft den Geist und giebt dem Geschmack zuletzt eine falsche, kleinliche Richtung.

Um hierüber auf einmal in den Glanz des Mittages zu treten, müssen Sie die anderweit bekanntgemachten urkundlichen Schriften der Indier,

oder

oder wenigstens die unzweifelhaften Nachrichten von diesen Schriften lesen, worüber ich Ihnen am Rande nur Eine Abhandlung bemerke. b) Wenn Sie diesen ungeheuren Vorrath Indischer Literatur zu Bildung der Sprache sowohl als zum Anbau der verschiedensten Zweige des menschlichen Wissens mit Erstaunen bemerken, wird es Ihnen unerhört scheinen, daß ein so Bücherreiches Volk auch Schauspiele gehabt habe? Werden Sie nicht vielmehr mit mir wünschen, daß statt ihrer unendlichen Religionsbücher der Weda's, Upaweda's, Upanga's u. s. man uns mit nützlichern und angenehmern Schriften der Indier, vor allen mit ihren **besten Poesien in jeder Art** beschenke? Diese machen uns den Geist und Charakter des Volks am meisten lebendig, wie ich denn gern bekenne, aus der einzigen Sakontala mehr wah-

b) On the Literature of the Hindous: in den Asiat. Researches Vol. I. p. 340. seq Die Dänischen Missionsberichte, und viele Reisende bestätigen diese Anzeige in einzelnen Datis.

wahre und lebendige Begriffe von der Denkart der Indier erlangt zu haben, als aus allen ihren Upnekats und Bagawedams. Freilich müßten aus ihren ungeheuern Epischen Gedichten nur Stücke gezogen werden, aus ihrer Sammlung von Poesien für die niedern Stämme, (Saitia oder Kawija-Sastra,) nicht minder: denn warum wollten wir uns nicht gerne zur niedern Classe der Sudra's gesellen, wenn die Schriften, die sie auch über Theile der Naturwissenschaft und das bürgerliche Leben besitzen, lehrreicher und unterhaltender sind, als die ewigen Büßungslehren und Göttergeschichten der Bramanen? Die leichten Poesien der Indier lobt Herr Jones sehr, gewiß ein gültiger Richter; so auch ihr feines System der Musik und vieles andre. Die ältesten und schönsten Fabeln sind bekannter Maassen Indischen Ursprungs, und der feine Mährchengeist des Volks zeigt sich in seiner Mythologie gnugsam. Daneben ist die metaphysische und morali-

sche Spekulation bei ihnen bis zum höchsten Grade getrieben, so daß wenn jedes dieser Felder mit gehöriger Oekonomie und einer fortgehenden Rücksicht, was für uns Europäer merkwürdig und interessant sei, bearbeitet würde, eine Ernte vielleicht ganz unerwarteter Producte zu hoffen wäre. Sehr ungern las ichs also, daß Herr Jones, außer dem Gesetzbuch des Menu, künftigen Uebersetzungen so gut als absagt; ich hoffe aber dennoch, daß der Genius seiner Natur wider seinen Willen in ihn zurückkehren, und wenn er mehrere Stücke wie Sakontala findet, sie jenen Eifer in ihm neu aufwecken werden, der ihn bisher über die Litteratur der Araber, Perser, Indier so wirksam gemacht hat. Wie? einen Mann von seinen Talenten, von seiner vielumfassenden Sprachkunde, seiner Lust und Liebe zur Erweiterung der Wissenschaft und zum Ruhme hätte das Glück dahin gestellet, wo Er stehet, und Er könnte, auch bei andern Rücksichten, seiner edeln Natur ent-

sagen? Das Blatt ist zu Ende. Haben Sie noch mehrere Zweifel: so entdecken Sie mir solche unverholen.

Dritter Brief.

Worüber, wie Sie glaubten, ich lachen würde, das hatte ich bei der Sakontala selbst gethan; ich hatte sie nehmlich aus Scherz und im Ernst mit Aristoteles Poëtik verglichen und zu bemerken gesucht, ob Kalidas, der hundert Jahr vor Christo gelebt haben soll, den Aristoteles recht beherzigt, oder Aristoteles auf Kalidas gehörige Rücksicht genommen habe. Im Ernst, m. Fr. halte ich eine solche Prüfung nützlich: denn obgleich das Drama aller jetzigen Völker in Europa, so gut als völlig ohne den Aristoteles entstanden ist, mithin wir an ihnen unabhängige Puncte der Vergleichung gnug haben: so war es mir, weil doch Eins dieser

Theater vom andern geborgt hat und alle mehr oder minder in Bekanntschaft mit einander gewesen, sehr angenehm, ein in seiner Art vollkommenes Stück eines ganz fremden Theaters zu erblicken, um dasselbe dem Regelmaas des Aristoteles zu nähern. Je mehrere freie Puncte der Vergleichung wir haben, desto leichter wird uns die Auflösung der Frage: „was in Aristoteles Dichtkunst blos Lokal-Geschmack oder allgemeines, ewiges Gesetz sey?„ ein Problem, das, wie ich glaube, noch nie rein aufgelöset worden. Denn ob **Lessing** gleich seinen Aristoteles gegen die Anmaassungen mehrerer Französischen Kritiker und Dichter in Schutz genommen, und die Rechtmässigkeit seiner Foderungen gründlich gerettet hat: so ist solches doch, meines Wissens, gegen andre Dramatische Dichter z. B. der Engländer und Spanier noch nicht geschehen, und doch bin ich überzeugt, daß bei jeder scharfen Zusammenhaltung und Prüfung die Wahrheit, auf welcher

Sch:

Seite sie auch liege; ansehnlich gewinnen würde. Versuchen wirs also mit unserm Indier!

„Wie aber? Aristoteles Regeln betreffen kein Drama überhaupt, sondern nur seine Gattungen, das Trauer- und Lustspiel?„ Dies kann uns nicht hindern; lassen Sie uns das Wesentliche beider Gattungen betrachten, und es wird sich der Hauptbegriff schon finden.

Das Trauerspiel ist dem griechischen Weltweisen die Nachahmung einer ernsthaften, vollständigen, eine Größe habenden Handlung, die nicht vermittelst der Erzählung, sondern vermittelst des Mitleids und der Furcht, diese und dergleichen Leidenschaften reinigt.

Also die Nachahmung einer Handlung. Diese nennet Aristoteles die Fabel, d. i. eine Verknüpfung der Begebenheiten des Drama, vergleicht sie mit der Zeichnung in den bildenden Künsten,

sten, und giebt ihr in der dramatischen Kunst mit allem Recht die oberste Stelle. Er will, daß diese Handlung **ernsthaft**, sodann **vollständig** sei, d. i. Anfang, Mittel und Ende, zugleich auch eine **Größe** habe, welches letzte Erforderniß er abermals mit vieler Vernunft erkläret. Ueber alles dies ist bei der Sakontala kein Streit; in ihr ist Handlung d. i. Verknüpfung der Begebenheiten zu Einem Endzweck vom Anfange bis zu Ende. Die Handlung ist ernsthaft, vollständig, sie hat eine Größe; und da Aristoteles selbst sagt, daß diese sich nicht durch Regeln bestimmen lasse, sondern nach der Aufmerksamkeit der Zuschauer eingerichtet werden müsse: so können wirs dem Dichter Kalidas zutrauen, daß er diese für seine Zuschauer werde eingerichtet haben. Denn überhaupt verändert sich bei Dramatischen Stücken dies Maas der Größe nach Umständen, Gegenden, Zeiten. **Uns dünkt zu lang, was unsern Vorfahren nicht also dünkte**: ein mittelmäßiges

Fran-

Französisches Trauerspiel dauert uns Deutschen länger, als das längste Stück von Shakespear: oft wird uns in der Vorstellung lang, was uns im Lesen sehr kurz ist, oft umgekehrter Weise. Kurz, ein Dramatisches Stück sei ein Ganzes von Anfange bis zu Ende, belebt in allen seinen Theilen und Gliedern zu seinem dramatischen Endzweck: so hat es sein Maas, seine Größe in sich. Sakontala ist ein solches Ganze, das keinen Theil zu viel oder zu wenig hat, und den Indiern, die daran Interesse fanden, gewiß übersehbar, ja im höchsten Grad befriedigend seyn mußte. Die Fabel rollet sich aufs eigenste ab; höchst einfach, ohne Episoden fortgeführt, lässet sie sich Zeit, und doch eilt sie mit jedem Wort, mit jedem neuen Begegniß zu Ende.

Nicht andere Bewandniß scheints mit dem andern Theil der Aristotelischen Erklärung des Trauerspiels zu haben, in Scenen, welche dahin gehören: denn wenn dies Drama durch Mitlei-

den und Furcht, wirken soll; kann es eine zartere, und zugleich lebhaftere Theilnehmung geben, als die wir gegen Sakontala in allen ihren Begegnissen fühlen? Aber auch gegen Duschmanta? Hier, m. Fr. verwirret sich der Faden der Theorie, den wir nicht zerreissen, sondern gemach entwickeln wollen: denn eben dadurch wird vielleicht der Unterschied Orients und Griechenlandes sichtbar.

Duschmanta hat den Wald, und in ihm seine geliebte Sakontala verlassen, ohne die er nicht leben zu können glaubt, die er als seine Vermählte in wenigen Tagen abzuholen versprochen. Er holet sie nicht; ein böser Fluch ist auf sie gefallen, daß ihr Gemahl sie vergessen, daß er sie nicht anerkennen werde, bis er den ihr zurückgelassenen Ring erblickt; und unglücklicher Weise mußte sie auch diesen verlieren. Sakontala weiß von diesem Verhängnisse nichts; Duschmanta eben so wenig; beide leiden also unverschuldet. Glauben wir dieses nun ganz und rein, wie es der Dichter will

und

und es wahrscheinlich die Indier glaubten: so hat Duschmanta eben so viel Anrecht an unser Mitleid als Sakontala selbst; und der Dichter hat gewiß nichts versäumt, ihm dieses zu erwerben. Aeußerst hat er den König geschont und geehret; das Versprechen, Sakontala abzuholen, ist nicht vor unsern Augen geschehen, und ehe sie ankommt, erblicken wir ihn unter den edelsten Beschäftigungen seines königlichen Amtes. Sie steht vor ihm; er kennet sie nicht: durch Macht des Schicksals ist Wald und Alles aus seinem Gedächtnisse verschwunden; alle seine Mühe, eine Spur davon in seiner Seele aufzufinden, ist vergeblich. Selbst da die Götter sie weggerückt haben, schreibt ers der Zauberei zu. Aber der Ring wird gefunden; auf einmal fällt der Nebel von seiner Seele, und er ist im entsetzlichsten Zustande. Kein Vergnügen, selbst keine seiner edeln Königsverrichtungen, die Götter allein können ihn daraus reissen. Der Dichter rechnete darauf, daß wir dies alles, wie er es uns vorstellt, glauben sollten; Aristoteles aber rechnete

das

darauf nicht. Er will, daß auf der Bühne alles natürlich geschehen, und sich in einem fortgehenden Faden aus der menschlichen Seele selbst entwickeln sollte. Die Maschienen des Wunderbaren erlaubt er nur ausserhalb der Handlung; ein Theil von dieser müßten sie nie werden: denn in ihr müsse jede Begebenheit aus der andern natürlich folgen. So dachte Aristoteles; der Indische Dichter konnte nicht so denken, oder sein Held ward abscheulich; selbst Sakontala konnte sodann, auch nach allen ausgestandenen Quaalen der Reue, ihm zwar vergeben, nie aber ihn mehr mit ihrer ersten Liebe lieben. Weislich läßt Kalidas also die magische Decke der Vergessenheit über den König fallen, und legt vom Anfange des Stücks alles darauf an, um uns in diese **Reihe von Begebenheiten einer höheren Ordnung** einzuführen. Nicht nur sind Geister allenthalben mit im Spiele; sondern ehe der König in den Wald tritt, ist Kanna schon abwesend, um ein über seiner Pflegetochter Sakontala han-

gendes böses Schicksal von ihr zu entfernen. Sein Wunsch wird ihm durch die feierliche Verkündigung gewährt, daß aus ihrem Schoos ein Götterkind, ein Beherrscher Indiens entspringen werde; und nun ist er über jedes zwischenliegende Hinderniß, wie ein höherer Geist hinwegsehend, ruhig. Dem Ausspruch der Götter gemäß giebt er an Sakontala und ihren Begleiter Befehle; und läßt das Verhängniß walten. Der Grieche foderte eine in jedem Theil natürliche Entwickelung der Begebenheiten; der Indier legte es von Anfange bis zu Ende auf einen heiligen, göttlichen, wunderbaren Zusammenhang derselben an, weshalb man, wenn man sein Werk nicht Drama in griechischem Verstande nennen will, man es ein dramatisirtes Epos, nennen müßte, eine heilige Götter- und Königsfabel in allen Reiz der Vorstellung gekleidet.

Auf welcher Seite die schärfere Vernunft sei, darüber ist wohl kein Zweifel; eben der schär-

fe-

sere Gebrauch der Vernunft ists, der die Europäer über alle Völker der Welt, die im Reiche der Phantasie leben, so hoch erhoben, und sie so überlegen wirksam gemacht hat. Der Griechische Weise legt es auch bei der Poesie aufs Lernen an, und findet das Grundgesetz seiner vorstellenden Künste, die Nachahmung nur deßhalb so angenehm, „weil nicht nur die Weltweisen sondern „auch andre Menschen gerne lernen, gern ihr Erkenntniß vermehren.„ Je zusammenhängender und natürlicher sich nun Begebenheiten, Charaktere und Leidenschaften entwickeln, desto reicheren und reineren Stoff der Erkenntniß gewähret das Drama; daher er auch seinem Trauerspiel den philosophischen Endzweck geben konnte, „durch Furcht und Mitleid eine Reinigung der Leidenschaften zu bewirken.„ Ein so hohes Ziel hatte das Indische Drama nicht. „Wozu eine lange „Rede? sagt der Theater-Director, als Prologus der Sakontala; „Wenn Sie mit Ihrem Putz fer„tig sind, Madame, so belieben Sie nur zum

„Vorschein zu kommen. — In sofern ein er„leuchtetes Publikum von unsern theatralischen Ta„lenten Vergnügen empfängt und aus„drückt, in sofern und nicht weiter setze ich auf „diese Talente einen Werth.„ Die Schauspielerin giebt ihm Recht: sie setzt die Seele der Zuschauer durch Gesang in die Stimmung, die fürs Theater gehöret, und der entscheidende Ring fängt vor dem Beschützer aller frohen Künste und seiner erlesenen Versammlung an zu spielen. So unaristotelisch dies vom Theaterdirector gedacht scheinet: so hat es dennoch seine wahre Seite. Vergnügen ist immer der nächste Zweck aller frohen Künste, und das unentbehrliche Mittel zu jedem höheren Endzweck. Gefällt ein Stück nicht, unterhält es nicht durchaus unsre Seelenkräfte: so mag man in ihm weder lernen, noch seine Leidenschaften reinigen. Nun hat aber insonderheit das Wunderbare bei jedem Volk sein eigenes Maas als Ingrediens zum Gefallen, zur Täuschung. Auch die Griechen konnten dessen nicht ent-

entbehren, und Aristoteles selbst hat deßhalb ausdrücklich ein Gebot gestellet: „In der Tragödie muß man das Wunderbare gebrauchen: denn das Wunderbare ist süß, obwohl das Unvernünftige (d. i. was nicht klar aus der Vernunft folgt) eigentlich der Epopee gehöret;„ da denn alles zuletzt Theils auf die Materie, Theils auf die Macht des Dichters, Theils auf die Nation und das Zeitalter ankommt, für welche das Drama spielet. Was einem Volk, Einer Zeit unglaublich ist, ists der andern nicht, bei welcher sodann das Wunderbare vielmehr die Seelenkräfte der Zuschauenden erhöhet, ihre Aufmerksamkeit stärkt und ihr Vergnügen, wie ein berauschender Göttertrank, bis zum höchsten Grade vollendet. So scheint es mir mit diesem und vielleicht mit mehreren Indischen Stücken gewesen zu seyn, weil die Hindu's in diesem Element lebten. Ihr König, der Stammvater aller Könige ihres Reichs, (des ersten Reiches der Erde in ihrer Meinung,) reichet dicht an die Region der Göt-

ter, auch die Stammmutter derselben mußte also daher entsprungen seyn, und nur der entscheidende Ring des Schicksals konnte sie beide vermählt haben. In dieser Region ward das Wunderbarste natürlich.

Wollen Sie sich, m. Fr., hievon überzeugen, so lesen Sie nur wenige Seiten im Bagavadam. Auf allen Blättern desselben sind Geister und Menschen, Götter und Könige nur Ein Reich, Eine Schöpfung; insonderheit gelten die Gebete und Verwünschungen der Einsiedler und Weisen als unwiderrufliche Aussprüche des Schicksals. e) Ja findet sich nicht bei allen Nationen ein früheres Zeitalter der Unschuld, wo Götter mit Menschen lebten, Engel Patriarchen besuchten? Da ist der Begriff der Ueberirrdischen noch nicht so hoch erhöhet, daß nicht eine Nymphe sich zur Um-

ar-

e) Die Geschichte des Königs Parikschitu, die einen grossen Theil des Bagavadam ausmacht, ist, wie Sakontala ganz darauf gebaut. S. Sammlung Asiatischer Originalschriften, Th. I. Zürich 1790.

armung eines Helden herablassen, daß nicht ein Held dem Könige der Geister zu Hülfe kommen, ein Sterblicher auf Indra's Thron sitzen, auf seinem Wagen fahren, die höchsten Götter des Sternenraums sehen und von ihnen den Segen empfangen könnte. Da mischen sich Geister ins Glück und Unglück der Menschen, und Menschen von der erhabensten Andacht und Betrachtung wohnen zunächst am Fuße des höchsten irrdischen Paradieses. Schöner, weiter Raum der Phantasie! Ausser ihm würden wir in der Sakontala jene Chöre der Waldnymphen nicht gehört, den Wagen des Luftkreises nicht bestiegen, und das vertrauliche Gespräch des ältesten Ehepaares der Welt im Paradiese der seligen Geister nicht belauscht haben. Der Idyllengeist der ersten, der höchste Epische Geist der letzten Scenen dieses Drama wäre von der Erde verbannt gewesen, und sie gehören gewiß zum Ersten ihrer Art, was je der menschliche Geist hervorbrachte.

Glauben Sie auch nicht, m. Fr., daß das Wunderbare schlechthin die Belehrung aufhebe; es macht dieselbe nur angenehmer, indem hinter seinem Geheimnißreichen Schleier der Verstand gleichsam verstohlen und desto freiwilliger sich selbst belehret. Fragen Sie sich, ob nicht, als Sakontala höchst unschuldig nach der Weise Gandarwa des Königs Vermählte ward, Sie sich selbst fürchtend gesagt haben: „Blume der Unschuld, „das solltest Du nicht thun! Du solltest deinen „Vater Kanna erwarten.„ Oder wenn Sie, Zutrauensvoll wie Sakontala, damals noch nicht fürchteten, ob Ihnen nicht wenigstens in der entsetzlichen Scene, da der König sie ganz und gar verkennet, mithin sie und das Kind unter ihrem Herzen aufs höchste kränket, da sie, eine Königinn, die rechtmäßige Gemahlin Duschmanta's, von ihrem Ringe, von jedem andern Beweise, von Göttern und Menschen verlassen, in der niedrigsten Gestalt dasteht, ob Ihnen nicht, damals

We-

wenigstens, die Lehre fürchterlich ins Ohr geklungen habe: „Traue keinem verliebten Könige, wäre es auch ein edler Duschmanta; unter dem Zauberstabe der Zeit und der Entfernung, unter Chören Lobpreisender Sänger, und im Taumelkreise des Hofes verlieren sie ihr Gedächtniß.„

Gewiß müssen Sie es auch gefühlt haben, wie eben das Wunderbare der vorausgesetzten Verblendung die stärkste Wirkung des tragischen Schreckens und Mitleidens hervortreibt, indem der verblendende König aus Unwissenheit, ja in der Meinung, daß er auf seinem heiligen Sitz sehr rein und edel handle, da er sich auch keinen Blick auf die Sakontala erlaubet, ein Verbrechen begeht, das er nachher so schwer büßen muß, ja ohne Zwischenkunft der Götter nie und nimmer abbüßen würde. Lesen Sie, was Aristoteles von solchen Scenen (Kap. 14.) sagt, und sie werden die Wirkung des Wunderbaren hier sehr dramatisch finden. Es ist ein Knote, der Auflösung ei-

nes Gottes werth, weil Götter ihn selbst geknüpft haben: Sakontala wird entrückt, (wir wissen nicht wohin?) aber wir sahen für sie keinen andern Ausweg. Auch ists der Götter werth, daß Duschmanta, nachdem er unter dem Rausche ihrer Verblendung so lange gelitten hat, durch sie aus der tiefsten Tiefe emporgezogen werde.

Ihnen, m. Fr., hat die Scene unwürdig gedünket, in welcher Matali unsichtbar den Freund des Königs peinigt; aber wer ist dieser Freund des Königes, dieser weise Bramane? Doch immer ein halber, nur ein feinerer Hofnarr, als einst die Hofbeamten dieser Art in Europa waren. Dem Könige sagt er zuweilen die Wahrheit, gerade hier aber sagte er sie ihm nicht, als dieser, nach dem gewöhnlichen Lauf der Dinge, die größeste Ungerechtigkeit beging, und die Sakontala verläugnete. Mohawya war mit im Walde gewesen, und Er stand nicht unter dem Zauber der Verblendung. Hinter dem, was der König ge-

lit-

litten hat, dünkt michs also die billigste Strafe, daß sein Freund auch etwas leide und für sein Schweigen jetzt aus den Lüften seine Stimme erhebe. Da überdem die Thätigkeit des Königes, der seinem Freunde beispringt, zuerst durch diesen Aufruf geweckt wird, bis sie ihre höhere Bestimmung findet; so steht auch als Uebergang dieser lustige Auftritt sehr an Ort und Stelle. Das Drama verfolgt seine Handlung und die darinn verflochtenen Charaktere, wo es sie findet, und in allen Nüancen: Wald und Hof, Komisches und Tragisches ist in ihm; es erstreckt sich über Himmel und Erde.

Unvermerkt sind wir also zur Hauptfrage gelanget: „wie sich Sakontala überhaupt als Drama zu Aristoteles Begriffen von der theatralischen Poesie verhalte, und zu welcher Gattung derselben es gehöre? Ist es ein Trauer= ein Lust= oder ein sogenanntes Mischspiel? Ich antworte kurz: ein **Episches Drama.**

Alle

Alle sind wir darüber einig, m. Fr., daß das eigentliche Local- und Zeitmäßige der Griechischen Schaubühne kein Gesetz für alle Orte und Zeiten der Welt seyn möge. Denn da wir wissen, daß das Theater der Griechen nur aus dem Chor entstanden sei, und sich daraus gleichsam zergliedert habe, daß eben dieses Chors wegen die Einheit des Orts, die Kürze der Zeit, das Einfache der Handlung in ihm gegeben und vorausgesetzt war; (widrigenfalls sich beide auf ewig hätten scheiden müssen:) so darf niemand Zweifel erregen, ob, wo kein Griechischer Chor, kein Griechischer Markt oder Pallast statt findet, irgend Eine der Beschränkungen statt finden müsse, an welche unter andern Umständen auch bei den Griechen gar nicht gedacht wäre. Zusammenhang der Theile also, Einheit, Fortgang und Interesse der Handlung ist die Seele des Drama; keine kleinliche Rücksicht auf Ort und Zeit, von der auch Aristoteles sehr entfernt war. Selbst der einfachen

chen Fabel redet dieser nichts weniger, als das Wort; die zusammengesetzte oder verwickelte Handlung nennt er die vorzüglichere, wie sie es ihm denn auch ihrem Wesen und ihrer Wirkung nach seyn mußte.

Den Griechen war, wie bekannt, Ein Theaterstück gewöhnlich zu kurz; sie spielten mehrere nach einander. Den Römern war die griechische Komödie zu einfach; ihre Theater-Dichter, die von den Griechen borgten, mußten also aus mehreren Stücken ein Ganzes zusammenheften. Alle Europäischen Nationen endlich brachten ihrer Natur gemäß, Begebenheiten ganz ohne griechischen Zuschnitt auf die Bühne, und geriethen sogar, wenn sie an Aristoteles dachten oder die Griechen nachahmen wollten, größtentheils auf seltsame Misverständnisse, Schein-Abfindungen und Complimente. Woher dies alles? weil der äußere Zuschnitt des griechischen Theaters uns fremd ist und bleiben wird, indem wir an seinem gottes-

dienst-

dienstlichen oder republikanischen Chor durchaus keinen Antheil haben. Alle Begebenheiten der Bühne sind uns Begebenheiten der Welt; unser Gesichtskreis ist erweitert, unsere Theilnehmung zwar gewiß nicht Urtheilvoller, feiner, tiefer, als sie es bei den besten Griechen gewesen seyn mochte, aber Bedingungsloser und gleichsam unumschränkter. Daher die Form der alten Spanischen und Englischen Stücke; daher auch die Form dieses Indischen Drama.

Hat Aristoteles diese Form nicht gekannt? ist sie etwa, wofür man sie oft hat ausgeben wollen, eine neuere Erfindung? Er kannte sie wohl; steuert aber, wie er kann, dagegen, und sucht das Drama seiner Nation in den Kunstschranken zweier unvermischten Gattungen, des Trauer- und Lustspiels zu erhalten. „Nach den „Regeln der Kunst, sagt er, sind Trauerspiele, „worinn das Glück in Unglück verwandelt wird, „die schönsten. Die Fabeln von einer doppelten

„Zu

„Zusammensetzung, die sich durch einen entgegen„gesetzten Glückswechsel der Tugend- und Laster„haften enden, sind minder schön, und es ist nur „der Schwachheit der Zuschauer zuzuschreiben, „wenn man ihnen den ersten Platz zueignet:„ denn nicht fürs Trauer- sondern fürs Lustspiel, meint er, schicke es sich, daß die ärgsten Feinde zuletzt als Freunde aus einander gehen. Deßgleichen ist er sehr dagegen, daß man das Drama zu einer Epopee verlängere, oder eine Epopee mit ihren Episoden auf die Bühne bringe, u. s.

Die Ursache, warum Aristoteles so strenge abschloß, erhellet von selbst: denn mit dieser Verlängerung und Vermischung des Drama ging nothwendig die Schärfe seines ganzen Kunstbegriffs verlohren. Die verlängerte Senne erschlaffte, das zum Epos erweiterte Drama konnte nicht mehr so unverwandt auf jene Leidenschaften der Furcht und des Mitleids, oder beim Lustspiel aufs Lächerliche ausgehn, es mischten

sich viele und vielerlei Empfindungen durch einander, und zuletzt artete alles in jene schlaffe philanthropische Mitempfindung, oder in jene kalte Passivität der Unterhaltung aus, die eigentlich eine Pest der dramatischen Kunst ist. Es wäre viel zu weitläuftig, hier untersuchen zu wollen, wiefern dieses bey allen Nationen eingetroffen sei, die statt der Trauer- und Lustspiele Mährchen, Gemählde des bürgerlichen Lebens, oder Abentheuer auf der Bühne geliebt haben, und noch lieben. Ohne Zweifel war die Bühne nur ein Nachklang ihrer Empfindungs- und Denkweise auch außer dem Theater; ihre Dichter gingen der Geschichte, der leichteren Unterhaltung nach, und das wahre dramatische Kunstgefühl der Griechen blieb manchem Volk ganz fremde. Welchen Platz man einst den Indiern, wenn mehrere ihrer Stücke bekannt sind, unter den Theaterliebhabern anweisen werde, mag die Zeit entscheiden; gnug, daß dies erste Stück, das wir von ihnen kennen, ob es

gleich nur ein dramatisches Epos ist, in allen wesentlichen Theilen aufs nächste und feinste an die griechische Kunst grenzet. Um zwei Personen, Sakontala und Duschmanta, windet und schlinget sich alles; die höchste Mannichfaltigkeit ruhet auf der simpelsten Einheit.

Noch hätte ich von den Charakteren und Farben des Stücks Einiges zu sagen. Jene sind, nach Indischer Art, nicht scharf aber auch nicht unbedeutend, und jeder in seinem Grad idealisch gezeichnet. Sakontala ist alles, was eine Indische Blume des Reizes, der Zucht und Tugend seyn kann; sie verdient ihren hohen Rang durch ihre lange Prüfung, ihr spätes Glück durch ein lange ertragenes Unglück. Duschmanta ist die Summe aller Indischen Weltbeherrscher in gepriesenen Tugenden und den von ihrer Würde unabtrennlichen Fehlern. Kanna ist das Ideal eines Heiligen und Weisen, in unmittelbarem Zusammenhange mit der Gottheit. Die Göttinn

Aditi will ihm von den letzten glücklichen Ereignissen Nachricht senden; aber ihr Gemahl spricht: „durch die Kraft der wahren Gottesfurcht wird „der ganze Auftritt dem Gemüthe Kanna's gegenwärtig seyn?„ Er sinnet nach, und sendet ihm mit seinen Gottes-Gedanken unmittelbare Botschaft; kann etwas Erhabneres gedacht werden? Der Sohn der Sakontala und des Duschmanta ist wunderschön, kindisch und prinzlich geschildert; flos iuuentutis in principe, princeps iuuentutis. Die Anerkennung des Vaters ist hier so rührendschön, wie dort das Verkennen der Mutter rührend schrecklich war; nach der Weise Gandarwa (der seligen Geister,) waren sie im Haine der Jugend vermählt, ins Paradies der Gandarwa ward die bei Hofe verkannte Sakontala gerettet, und da finden sie sich, Duschmanta nach vielen Büßungen und Verdiensten, endlich wieder; das seligste Ehepaar, der Gott des Lichts mit der Göttin des Tages, Eltern der zwölf Sternenbilder

des

des unermeßlichen Himmels, erneuen ihre Verbindung. Höher konnte die Abkunft der Beherrscher Indiens nicht gefeiert werden, und wie dürftig mag die Tradition gewesen seyn, auf die der Dichter baute, die er so hoch idealisirte! d)

Die Farben des Drama in der Diction, in Gleichnissen und Bildern sind die zartesten und prächtigsten, wie sie nur Jenes Klima mit seinem Naturreichthum hervorbringen konnte. Selbst Griechenland scheinet arm dagegen, noch mehr

d) Der Bagawadam sagt nichts von dieser Geschichte, als: „Nelens Sohn war Duschtanden. Auf der Jagd beschlief dieser die Sugundelei; sie brachte den Sorüdeminen zur Welt, den der Vater auf die Versicherung des Agassatani für den Seinigen erkannte. Dieses Kind hieß Baraden und von ihm stammt eure Familie ab. (Sugen nämlich spricht zum Könige Parikschitu.) „Baraden war einer der berühmtesten Eroberer, er unterwarf sich alle Könige der Welt.„ Dies ist das Kind, das in der Sakontala mit dem jungen Löwen spielet.

sinds die nordischen Länder. Auch die Reize der Musik sind nicht vergessen; aber sie ertönen nur hie und da als zarte Anklänge, nicht überströmend. Die Indier haben also auch das gekannt, was Aristoteles den gewürzten Ausdruck (λογον ἡδυσμενον) des Drama nennt, wozu bei den Griechen Rhythmus, Harmonie, Gesang gehörte; denn wie sehr dies Drama im Ausdruck gewürzt sei, werden Sie in der Vorrede zu ihm bemerkt haben. — Doch mein Brief wird ja fast länger, als Aristoteles Poetik selbst ist. Hielten Sie es nicht auch, m. Fr., in mehreren Rücksichten beinahe nothwendig, daß Sakontala nicht das einzige übersetzte Indische Schauspiel bleibe? Haben Sie eine Stimme, die so weit gelangt, so wenden Sie das Beste an, das Sie vermögen —

Noch lege ich meinem langen Briefe ein paar Kleinigkeiten bei, die sich zur Sakontala zwar nur wie einzelne Blüthen zum vollen Amra-Baum oder zur Madhawi-Pflanze verhalten; indessen belebet sie doch alle der Geist Eines Klima.

Kama's Erscheinung. *)

Ueber den Wolken schwebte, von Flügeln der Weste getragen,
Dessen Wagen, dem rings Alles auf Erden gehorcht.
Und leichtfertig lachte der Gott des murmelnden Meeres,
Dem er mit Einem Wink Fluthen und Ruhe gebeut.
Ihn zu beschatten stieg aus glänzenden Wellen der Mond auf;
Und die Nachtigall sang ihm ein willkommendes Lied.
Goldene Bienen flogen voran, die Boten der Liebe;
Jungfraun, schmachtenden Blicks, scherzten und buhlten um ihn.

*) Kama, der Gott der Liebe.

Sei mir gegrüsset, o Gott! Du hast die Holde bezwungen,
Die mit dem schüchternen Blick einer Gazelle bezwang,
Ihre Schwanengestalt, wie die glänzende Sambagomblume
seiden; die Lippe zart, wie der Tamarei-Kelch,
Süßen Hauches; die Nachtigall schweigt der lieblichen Stimme —
Die, o gewaltiger Gott, hast du im Scherze besiegt.
Wie die Maligra-Blume der Morgenröthe sich aufthut,
thun sich, blickst du sie an, zärtere Seelen dir auf.

Tam-

Tamajandri.

O wer schildert Tamajandri's Reize,
Brama's Meisterwerk! In Millionen Jahren
hatte schaffend sich der Gott geübet,
und aus aller Herzensfeßlerinnen
feinsten Reizen schuf er Tamajandri.

Kama und die Anmuth, seine Gattinn,
legten, als sie die Gestalt erblickten,
Ihre Götterkränz' ihr an den Busen.
Da erhoben sich der Wohllust Hügel,
rund, wie Wilwamfrüchte, leise wallend
wie der Ton der seufzendsüßen Laute.

Fünf der Pfeile trägt der Gott der Liebe;
Drei davon verschoß er in den Himmel,

auf die Erd' und in des Abgrunds Reiche.
Die zwei übrigen, o Tamajandri,
barg der Gott in deine holden Augen.

VII.

Gedanken einiger Bramanen.

Zwo Blüthen.

Auf dem vergifteten Baume der Welt voll bitte-
rer Früchte,
blühn zwo Blüthen, vom Thau himmlischer
Güte bethaut.
Dichtung die Eine, sie labet den Geist mit Was-
ser des Lebens;
Freundschaft die Andre, sie stärkt, heilt
und erquicket das Herz.

Wissenschaft und Tugend.

Suche die Wissenschaft, als würdest ewig du
hier seyn;
Tugend, als hielte der Tod dich schon am
sträubenden Haar.

Ve-

Verschiedener Umgang.

Sohn, die Freundschaft mit den Bösen,
mit Gleichgültigen und Guten
sei dir ja nicht Einerlei!

Ein Tropfe Regenwasser
fiel auf ein glühend Eisen,
und war nicht mehr.

Er fiel auf eine Blume,
und glänzt' als eine Perle,
und blieb ein Tröpfchen Thau.

Er sank in eine Muschel
zur Segenreichen Stunde,
und ward zur Perle selbst.

Freundschaft.

Wie der Schatte früh am Morgen
ist die Freundschaft mit den Bösen;
Stund' auf Stunde nimmt sie ab.
Aber Freundschaft mit den Guten
wächset wie der Abendschatte,
bis des Lebens Sonne sinkt.

Edle und niedrige Freunde.

Freunde niederer Art, sie gleichen dem Erdengefäße;
leicht zerbricht es, und schwer wird es von neuem ergänzt.
Bessere Seelen gleichen der goldenen Schaale, die nie bricht;
Nie vom Roste befleckt, ist sie und bleibet sie Gold.

Der

Der Freund.

O wer erfand den Edelstein der Sprache,
die kurze Sylbe Freund? Er nannt in ihr
des Lebens Trost, den Retter von Gefahren,
von Gram, und Furcht, und Selbstbetrug, und Noth;
den treuen Schatz von unserm Leid und Freuden,
der Wunden Balsam, unsrer Augen Salbe,
des Herzens Arzt, von uns das beßre Selbst.

Die Kohle.

Flieh ein schwarzes Gemüth; wirf weg die garstige Kohle,
Glühend brennet sie dich; Glutlos beschmutzt sie die Hand.

Der

Der treulose Freund.

O wie tiefer schmerzet uns der Unfall,
wenn uns süße Worte schlau betrogen,
wenn uns Freundesdienst in Unglück lockte,
wenn uns Hoffnung, Glaub' und Treue täuschten!
Mutter Erde, kannst du Menschen tragen,
die, wenn Unschuld ihnen sich vertraute,
sie mit süßer Freundschaft Milch vergiften?

Treulosigkeit.

Hältest du es für Witz, den vertrauenden Freund zu betrügen?
Wer den andern im Schlaf mordete, ist er ein Held?

Die

Die Trennung.

Jedes Ding, indem es auf die Welt tritt,
trägt in sich den Samen der Zerstörung.
Ist es Wunder, ist es zu bedauren,
daß ein Leib, der Elemente Kunstbau,
wiederkehrt in seine Elemente?
Kannst du nun mit deinem eignen Körper
unzertrennlich nicht beisammen wohnen;
wie, daß du mit Freunden es verlangtest?
Wie zwei Bretter, schwimmend auf dem Weltmeer,
finden sich und trennen sich die Menschen.
Jede zarte Blume der Bekanntschaft
pflanzet schon der Trennung Dorn ins Herz dir.
Ach! und Trennung von geliebten Freunden
ist uns, wie des Todes dunkle Blindheit.
Für die Krankheit giebt es keinen Arzt mehr.

Die Verstorbenen.

Freund, du klagest um die, die keiner Klage bedürfen;
weder um Lebende klaget der Weise, noch um die Gestorbnen.
Fand in dieser Umhüllung die Seele Jugend und Alter,
wird sie es einst auch finden in jeder andern Umhüllung.
Kält' und Hitze, Vergnügen und Schmerz sind Körper-Empfindung;
alle das kommt und geht, und hat nicht bleibende Dauer.
Trag' es geduldig, o Bharats Sohn. Der Weise, den nichts stört,]
dem Vergnügen und Schmerz Ein Ding ist, der ist unsterblich;
Was die Gestalten formt, ist unvergänglich und ewig.

Dreifacher Zustand.

Was gebohren ward, muß sterben;
was da stirbt, wird neu gebohren.
Mensch, du weißt nicht, was du warest;
was du jetzt bist, lerne kennen;
und erwarte, was du seyn wirst.

Bestimmung der Natur.

Was uns die Natur zu seyn vergönnt hat,
Mehr und minder kann der Mensch nicht werden,
Auf des Berges Gipfel und im Thale
Bleibt er, was er ist, und wird nicht größer.
Schöpf' er aus dem Brunnen oder Weltmeer,
Dort und hier erfüllt er nur sein Krüglein.

Vorsehung.

Der dem Schwane, dem Pfauen, dem Papageien das Kleid gab,
Weiß und gefärbet und grün; hätt' er nicht Kleider für dich?
Eher windet sich nicht vom Mutterherzen der Säugling,
bis in der Mutter Brust Fülle der Nahrung ihm quillt.

Zwecke des Lebens.

Zur Arbeit, Lieb' und zur Veredlung ward
das Leben uns gegeben. Fehlen die,
was hat der Mensch am Leben? Hat er sie,
was fehlte ihm; worüber wollt' er klagen?

Religion.

Als in den alten Tagen der Herr der Schöpfungen Menschen
bildet' und lehrete sie, die Götter verehren, da sprach er:
„Denkt der Götter, o Menschen, so werden sie Eurer gedenken;
aber gedenkt auch Euer einander, und schaffet das Glück euch.
Wer von den Göttern Gaben erhält, und weihet der Gaben
Keine zum Danke zurück, der begeht an den himmlischen Diebstal.
Also wer nur für sich das Mahl bereitet, der isset
Brot der Sünde. Was lebt, empfing vom Brote das Leben,
Brot erzeugte der Regen, den Regen gaben die Götter,
Huld der Götter erwarben der Menschen gütige Werke,

gü-

gütige Werke kommen von Gott; so lebet die
Gottheit
allenthalben in Allem mit ewig=rollendem Kreise.
Wer dem göttlichen Kreise nicht folgt, der lebet
vergeblich.

Unerbetene Wohlthat.

Sieh, wie die goldene Sonne die Blume öffnet
am Morgen,
sieh, wie der silberne Mond milde mit Thau
sie erquickt,
Ungebeten; so strömt der erfrischende Regen zur
Erde
Ungebeten; so thut auch der Gutmüthige
Guts.

Die Sache der Menschheit.

„Dies ist einer von Uns; dies ist ein Fremder!„
„ So sprechen
niedere Seelen. Die Welt ist nur ein Eis
niges Haus.
Wer die Sache des Menschengeschlechts als Seis
ne betrachtet,
Nimmt an der Götter Geschäft, nimmt am
Verhängnisse Theil.

Der Fruchtbaum.

Wenn die Bäume voll von Früchten hangen,
neigen sie die Aeste freundlich nieder.
Wenn ein guter Mann zu Würden aufsteigt;
neigt er sich, damit er andern helfe.

Die Weihe des Fürsten.

Badest im Strome du dich? O König, die innere Seele
wäscht kein Wasser; sie will einen lebendigern Strom.
Treue heißt er, er rollt voll Mitgefühles die Wellen,
zwischen Ufern des Rechts, und der wohlthätigen Huld.

Der Welteroberer.

Wer von Weiberliebe nicht zerfliesset,
und von Zornesfeuer nicht entflammet:
Wen die stürmige Begier nicht fortreißt,
wer die karg-verschloßne Hand nicht kennet
Drei der Welten möchte Der erobern. —

Der Mann von Werth.

Trägst du einen Edelstein am Fuße?
Und der Mann von Werth ist dir verachtet?
Setze den und diesen in die Krone
Dir, o Fürst; nicht ihnen, dir zur Zierde.
Roß, Gewehr, ein Buch und eine Laute,
Wort und Mann wird nach Verdienst gewürdigt.

Edelstein und Glas.

Möge der Juweel im Staube liegen,
Schimmre Glas auch in des Königs Krone;
In des Künstlers, in des Käufers Händen
wird erkannt, was Glas und was Juweel sei.

Zierde.

Die Perle zieret nicht das Ohr;
die kluge Rede zierets.
Der Demant zieret nicht die Hand;
sie zieren gute Thaten.
Der Ambra macht dich nicht beliebt;
Gefälligkeit macht Liebe.

Die Blume.

Ein gütiger und weiser Mann
ist immer eine Blume.
Wird sie erkannt, so pranget sie
im Diadem des Fürsten;
Wo nicht, so blüht und duftet sie
sich selber in der Wildniß.

Verführerinnen.

Reichthum und Jugend und hohe Geburt und Mangel an Kenntniß,
Jede von ihnen allein ist zum Verderben genug;
Sind sie nun alle vereint, und jede von ihnen mit Arglist,
und mit Stolze gepaart; weh dem Beglückten da!

Stand und Umgang.

Nicht der Stand entscheidet über Gaben;
Aber über Sittlichkeit der Umgang.
Sieh den süßen Strom sich mit dem Meere
mischen; und er ist fortan untrinkbar.

Wahre Lebensart.

Wer den Freund aufrichtig empfängt, Verwandte mit Achtung,
Frauen mit Höflichkeit, Arme mit Gaben und Gunst,
Stolze mit Demuth, irrende Menschen mit sanfter Belehrung,
Weise nach ihrem Gemüth, der ist der freundliche Mann.

Die verständige Natur des Menschen.

Auch ein Thier verstehet Worte;
Roß und Elephant verstehet
seinen Führer; aber Menschen
finden aus, was nicht gesagt ward,
sehn Bedeutung in einander,
sehn Gedanken ohne Wort.

Der Liebling des Glückes.

Die Glückesgöttinn ist ein junges Weib;
sie liebet keinen alten Ehgemahl,
der träg' und müßig aufs Verhängniß hofft,
und seiner Sünden Schuld entkräftet trägt.

Der Mann von edler Seele, von Entschluß
und Kraft, der seine Thaten richtig wägt,
und fremde gütig richtet; unbefleckt
am Leben, in der Jugend Fülle, Mann
und Freund, Er ist der Göttinn Liebling.

Das Licht.

So wie die Flamme des Lichts auch umgewendet hinaufstralt;
so vom Schicksal gebeugt, strebet der Gute empor.

Der geworfene Ball.

Wenn dem guten Menschen ein Leid unschuldig begegnet,
Ist er in Schicksals Hand wie ein geworfener Ball;
Nieder prallt er zu Boden, damit er über sich steige,
Da, wie ein Erdenklos starrend der Böse zerfällt.

Sache und Erfolg.

Was Dich reget, sei die Sache,
die du thust, nicht ihre Folgen.
Elend wird, wer sie berechnet;
Weisheit ruhet in der Handlung.

Betrübniß des Gemüthes.

Bei sieben Dingen wird mein Herz betrübt,
wenn ich den schönen Mond am Tage dunkel sehe,
und welken sehe eines Weibes Schönheit,
und ohne Blumen sehe See und Wiesen;
und einen schönen Mann unweise handeln,
und einen Mächtgen nur nach Gelde streben,
und einen guten immer arm erblicke.
und einen Günstling nur verläumden höre.

Gedeihen der Menschheit.

Abgetrennet vom Leibe gedeiht kein lebendes Glied
mehr;
Menschen von Menschen getrennt, sind ein
entfallenes Haar.

Armuth.

Armuth macht den Mann beschämet,
Schaam und Unglück macht ihn Muthlos,
Muthlos wird er unterdrücket,
Unterdrücket wird er grämlich;
Gram und Kummer schwächt die Seele,
Seelenschwäche bringt Verderben;
Ach so senkst du, böse Armuth,
endlich in das tiefste Weh.

Der fallende Tropfe.

Wie ein fallender Tropfe, so ist das Leben der Menschen;
Kaum einen Augenblick, — hält ihn das Lüftchen empor.

Herrschende Sinnlichkeit.

Wer den Sinnen wird gefangen,
der gefället sich in ihnen.
Aus Gefallen wird Begierde,
aus Begierden Angst und Thorheit.
Er verlieret das Gedächtniß,
die Vernunft und mit ihr Alles.

Wie der Sturm auf Meeres Wellen
mit dem schwachen Kahne spielet,
spielt Begierde mit Gedanken.
Glück und Ruhe sind verschwunden:
denn nur der, o Mensch, ist glücklich,
dem zerfliessen die Gefühle,
wie ins stille Meer die Ströme.

Wissen und Thun.

Kinder sprechen von Wissen und Thun als doppelten Dingen;
Beide werden nur Eins in des übenden Mannes Gemüthe,
Dessen Seele des Ewigen Sinn, die Seele der Welt ist.
Hören und Sehen, Gefühl und Bewegung, Essen und Trinken,
Schlaf und Wachen, Handeln und Ruhn, und welche Vermögen
Sonst er übe, sie trüben ihm nicht die Stille des Geistes,
Wie von der Meereswelle der Lotos nimmer befleckt wird.

Verschwendeter Werth.

Wer auf diese Welt gebohren,
nicht nach edeln Werken trachtet,
um dereinst im weitern Leben
dieses Lebens Frucht zu sammeln:
Der durchwühlt mit goldnem Pfluge
Mühsam einen dürren Boden,
nur um Unkraut drein zu säen.
Einen Krug von Edelsteinen
setzet er zum Sandelfeuer,
schlechte Hülsen drein zu kochen.
Einen schönen Dattelgarten
haut er ab, daß statt der Palmen
er darinn sich Nesseln pflanze.

Vollendung des Werks.

Und ob ein Unerfahrner dich verlachte,
Und ob sich Unglück dir entgegen stellte,
Du sterbest über lang' und kurze Jahre;
verfolge kühn dein klugbegonnen Werk.

Als Geister einst am Berge Meru drehten,
wiewohl sie Edelstein' und Kostbarkeiten fanden,
wiewohl sie Gift in wilden Strömen schreckten,
sie ruhten nicht, bis daß die Götterspeise
Ambrosia *) in ihren Händen war.

*) Amortam bei den Indiern Die Geschichte davon, eine Episode des Epischen Gedichts Mahabharat siehe in Wilkins Anmerkungen zum Bagat = Gita S. 146. u. f.

Milde Gesinnungen.

Wer freundlich mit den Menschen lebt,
dem wird das Feuer Kühlung,
das Salzmeer wird ihm Labung seyn,
der Löwe wird ihm dienen,
die Schlange wird ihm Blumenkranz,
das Gift zur Götterspeise.

Die Nachtigall und das Weib.

Schönheit der Nachtigall ist der Nachtigall lieb-
liche Stimme;
Schönheit des Weibes ist sanfte, gefällige
Treu'.
Sie ist das Herz des Mannes, des Hauses Seele,
die Mutter
ihrer Kinder, an ihr hanget die künftige
Zeit.

An-

Andacht.

Von Begierden frei und frei von Lohnsucht
thut der Weise Guts und weiß es selbst nicht.
Unbefangen vom Erfolg der Thaten
weiht er sie der Andacht reinem Feuer.
Gott ist seine Gabe, Gott das Opfer,
Gott des Altars Flamme, Gott der Opfrer,
und nur Gott kann seines Opfers Lohn seyn.

Religion.

Niemand schaden, Allem Hülfe leisten,
Jedermann ein heiliger Altar seyn,
ist Religion. Und diese Freundin
geht mit uns, wenn Alles einst zurückbleibt.

Abschied des Einsiedlers.

Erde, du meine Mutter, und du mein Vater, der Lufthauch,
Und du Feuer, mein Freund, du mein Verwandter, der Strom,
Und mein Bruder, der Himmel, ich sag' euch allen mit Ehrfurcht
freundlichen Dank. Mit euch hab' ich hienieden gelebt,
Und geh jetzt zur andern Welt, euch gerne verlassend;
Lebt wohl, Bruder und Freund, Vater und Mutter, lebt wohl!

VIII.

Tithon und Aurora.

Obwohl gewöhnlicher Weise keine Grab- und Lobschrift zu bemerken pflegt, wie lange ein Mensch sich selbst überlebt habe: so ist dies leider doch eine der größesten und nicht seltenen Merkwürdigkeiten menschlicher Lebensläufe. Je früher das Spiel unsrer Gaben und Leidenschaften anfängt, je rascher es fortgesetzt, und durch äußere Zufälle auf mancherlei Weise bestürmt wird: desto häufiger wird man Fälle gewahr von jenen frühen Ermattungen der Seele, von Niederlagen der Kämpfer ohne Tod und sichtbare Wunde, vom männlichen, oft schon jugendlichen höchsten Alter. Lange kann ein Mensch wie die Gestalt seines Grabmonuments mit lebendigem Leibe umhergehn; sein Geist ist von ihm gewichen; er ist der Schatte und das Andenken seines vorigen Namens.

Vielerlei Ursachen können zu diesem frühen Tode beitragen, Eigenschaften des Geistes und des Herzens, zu große Wirksamkeit und zu träge Geduld, Erschlaffung sowohl als Ueberspannung, zu schnelles Glück und zu lange daurendes Unglück. Denn überhaupt ist ja Gesundheit, Munterkeit, Vergnügen und Tugend allezeit die Mitte zweier Extreme. Sowohl am schroffen als am seichten Ufer des Stroms können Fahrzeuge ihren Untergang finden; mitten im Strome schiffet es sich leicht und fröhlich. Mancher veraltete, weil es ihm an der wahren innern Quelle des Lebens und der Thätigkeit fehlte; er war ein zusammengeflossener Bach, der bald versiegt und sein trauriges Bett zeiget. Bei Jenem sollte der Schein das Seyn ersetzen; die Finsterniß weicht, und die Johanniswürmchen in seinem Haar glänzen nicht mehr als funkelnde Diamanten. Bei diesem sollte Gedächtniß und Mühe thun, was allein der Verstand und Genius thun konnte; das überladne

Ge-

Gedächtniß erlag, die übertriebne Mühe ermattete, und zuletzt kam der Mangel am Wesentlichen zum traurigen Vorschein. Ein **andrer** überstrengete sich als Jüngling mit seinen edleren Kräften. Er häufte mit tausend Händen Berge der Phantasie zum Himmel empor, und fand, auch ohne den Blitz Jupiters, unter ihnen bald seine Ruhestäte. Ein **andrer**, dem es mit seinem Bemühen und Lernen nur um Gemächlichkeit zu thun war, entsagte dem Bemühen und Lernen, so bald es ihm gemächlich ward; er begrub sich selbst in einen seligen Moder. Jenem **Verdienstlosen** hat ein unerwartetes Glück, ein zu rasch-erworbener Ruf, eine unversehens-gelungene Handlung den Verstand verrückt; außer ihr hat er keine Gedanken mehr; seine verführende Göttinn Fortuna hat ihn auf einmal mit Lorbeer, Pappeln und Mohn gekrönet; er schläft, oder spricht irre in ihrem verzärtelnden Schooße. Diesem **Verdienstvollen** hat ein unverdientes, zu lange er-

duldetes Unglück die Schultern gebeugt, die Brust zusammengedrückt, und den Arm gelähmet; er kann nicht aufrecht stehn und sich wieder erholen. Ein Blitzstral vom Himmel hat bis zur Wurzel hinab die Eiche getroffen und ihrer Lebenskraft beraubet. Diesem Manne **von vielen Fähigkeiten** fehlte es an einer weiten Brust, den Neid zu verachten und bessere Zeiten zu erwarten; er ließ sich mit ihm in einen Kampf ein; der fliegende Adler ward von der Otter, die ihn umschlungen hatte, unwürdig besieget. Jenem Manne **von redlicher Thätigkeit** fehlte es an Verstande; seine verschlagenern Feinde machten ihn bald unkräftig und elend. So gings mit zehn andern Charakteren in andern Situationen; ans Theater des bürgerlichen Lebens ist gewöhnlich ein Hospital gebaut, in welches sich nach und nach die mehresten der Schauspieler verlieren.

Zwo Dinge tragen insonderheit hiezu bei, und auch sie sind Extreme. Zuerst Willkühr der gebie-

ten-

tenden Grossen; sodann zu feine Zärtlichkeit und Sorgfalt. Bei jenen sinds bekannte und beliebte Sprüche, daß nichts so beschwerlich sei, als Dankbarkeit, nichts so unerträglich, als fortgesetzte Hochachtung, und der tägliche Anblick eines anerkannten Verdienstes. Neue Huld erwirbt sich also neue Dankbarkeit; und Geschöpfe, die man sich selbst zuziehet, ja in die man Gaben und Verdienste legt, die ihnen die Götter nicht zugetheilt hatten, sind eine reizende eigene Schöpfung. Den alten Bäumen mag also ihr Saft entzogen werden, damit die junge Welt blühe und wuchre. Wer nun in solchen Fällen nicht größer ist, als der von dem er abhängt, der stirbt in sich am Unmuth der Selbverzehrung. Die majestätische Stimme Philipps 2. „Yo el Rey„ hat schon Manchen solcher Art getödtet. Diesem Morde menschlicher Verdienste und Kräfte stehet ein andrer entgegen, den man den feinsten Selbstmord nennen möchte. Er ist um so bedaurenswürdiger, weil er nur bei

den

den erlesensten Menschen statt findet, und ihr köstliches Uhrwerk auf einmal oder nach und nach zertrümmert. Menschen nämlich von äußerst=zartem Gefühl haben ein Höchstes, wornach sie streben, eine Idee, an welcher sie mit unaussprechlicher Sehnsucht hangen, ein Ideal, auf welches sie mit unwiderstehlichem Triebe wirken. Wird ihnen diese Idee genommen, wird dies schöne Bild vor ihren Augen zertrümmert: so ist das Herzblatt ihrer Pflanze gebrochen, der Rest stehet mit unkräftigen, welken Blättern da. Vielleicht gehen mehrere Erstorbne dieser Art in unsrer Gesellschaft umher, als man es Anfangs glauben möchte, eben weil sie am meisten ihren Kummer verbergen, und das Gift ihres langsamen Todes als ein trauriges Geheimniß ihres Herzens selbst ihrem Freunde verhehlen. Da Shakespear so wie alle Zustände der Seele, so auch diese Epoche des Hinsinkens oder der Verwirrung der Kräfte in mancherlei Situationen und Charakteren äußerst wahr und genau

nau gezeichnet hat: ſo möge ſtatt aller Eine, vielleicht die Krone der Klagen über einen ſolchen Zuſtand daſtehn:

O what a noble mind is here o'erthrown!
The courtier's ſoldier's ſcholar's eye, tongue, ſword,
The expectancy and roſe of the fair ſtate,
The glaſs of faſhion and the mould of form,
Th' obſerv'd of all obſervers, quite, quite down. —
Now ſee that noble and moſt ſovereign reaſon,
Like ſweet bells jangled out of tune, and harſh,
That unmatch'd form and ſtature of blown youth,
Blaſtred with extaſie —

Nicht

*
* *

Nicht nur einzelne Personen überleben sich; sondern noch viel mehr und länger, sogenannte politisch-moralische Personen, Einrichtungen, Verfassungen, Stände, Corporationen. Oft steht Jahrhunderte lang ihr Körper zur Schau da, wenn die Seele des Körpers längst entflohn ist, oder sie schleichen als Schatten umher zwischen lebendigen Gestalten. Um sich hievon zu überzeugen, gehe man in eine Juden-Synagoge, oder lese Anquetils Zend-Avesta, und die heiligen Bücher der Bramanen. Es ist kein Zweifel, daß alle diese Religions-Institute einst sehr nützlich waren, und daß in jeder dieser Hülsen Keime zu einer grossen Entwickelung lagen. Mehr oder minder hat sie die Zeit entwickelt, den einen Keim glücklicher, so daß man in ihm vielleicht mehr suchte, als da war; den andern unvollkommen, und kraftlos, wie es im grossen Laufe der Natur zu geschehen pfleget. Alles indessen hat sein Ziel,

und der Rabbi, der Destur und Mobed, vielleicht auch der Bramane hat sich im grossen Ganzen selbst überlebet. Aus einigen Gegenden des Mahommedanismus erzählt man vom Koran, (ob dieser gleich das jüngste Religionsbuch ist) schon etwas Aehnliches; und im Christenthum, so wahr sein reiner Quell Wasser eines ewigen Lebens strömet, wie manches Gefäß ist schon zerbrochen, das diesen Quell erschöpft zu haben glaubte! wie manche Form, die jetzt noch da steht, hatte sich längst selbst überlebet! Man sehe die Römische Messe an, man höre manche ihrer Litaneien und Gebete; in welche Zeiten rufen sie uns zurück! zu welch einem fremden Geschmack längst erblichener Zeiten! Wie in der Religion der Priesterstand, so folgen in andern Instituten die mit ihnen verknüpfte Stände, jeder seinem lebenden oder todten Institut nach. Man betrachte so manche Einrichtungen, Orden und Kalande der mitleren Zeiten; wenn sie nicht dem Genius

der Meinungen zu folgen und sich mit ihm zu verjüngen wußten, so blieben sie entweder am Ufer liegen, oder der Strom trug sie Seelenlos fort, bis sie irgendwo den Ort ihrer Ruhe finden. Schon zu Cervantes Zeiten wollte der Herzog zu Bejar nicht zugeben, daß ihm der Don-Quixote zugeeignet würde, so lange er an ihm ein ernsthaftes Ritterbuch glaubte, (weil der Geschmack daran schon damals lächerlich zu werden anfing;) er nahm die Dedication gern an, da er beim Vorlesen seine wahre Gestalt erblickte. Romane dieser Art hat die Zeit mit mehreren Instituten gespielet. Corneille's Prinzen und Helden sind uns größtentheils unerträglich, und man wundert sich, wie andre Zeiten diesen Gothischen Unsinn zusammenfügen, glauben und anstaunen konnten; Shakespear's Hofscenen dünken uns Haupt- und Staatsactionen. Die Ritter unsrer Zeit sind nicht mehr jene alten Ritter; und das königliche Wort Ludwigs 14.: l' Etat? c' est moi!„ wird

das treffende Epitaphium dieses grossen Welt-monarchen bleiben. Was gebohren ward, muß sterben, sagt der Bramane; und was etwa durch Kunstmittel seinen Hingang aufhält, hat sich, indem es hiezu greift, schon selbst überlebet. Im Anfange des Frühlings siehet man das erstorbene Laub und Gras des vorigen Jahres noch häufig; manches davon hält sich vest an; in kurzem aber ist Alles verschwunden, und ein neues Gewand deckt Bäume sowohl, als den Schoos der Erde.

* * *

Wenn im Kreise der Menschheit Etwas sich nicht überleben sollte, müßte es **Wissenschaft und Kunst** seyn, sie, die ewiger Natur sind, der reinsten Wahrheit und einer Erweiterung ins Unermeßliche fähig; auch ists gewiß, daß das eigentliche Wesen der Kunst und Wissenschaft nie erstirbt, und sich nie ändert. Desto sterblicher aber sind ihre Formen, da diese vor allem andern

an ihrem Erfinder und Meister zu hangen, mit ihm zu entsprießen, zu blühen und unterzugehn scheinen. So lange der Erfinder lebt, so lange der Meister lehret und anweiset, schöpfet man aus seinem lebendigen Quell lebendige Gedanken; im zweiten, dritten Geschlecht durchwandert man schon nachlallende, oder nachäffende Schulen; Das Bild des Meisters steht todt da; seine Wissenschaft und Kunst hat sich, nicht in seinen, sondern in seiner Nachfahren Werken selbst überlebet.

Ein langes Verzeichniß dieser Ueberlebungen geben uns Reisen; Reisen sowohl in der Geschichte, als im Anblick der Gegenden, Länder, Verfassungen, Personen und Stände selbst. Wer ists, der in ein altes Schloß, in einen verjährten Rittersaal, in ein Archiv alter Diplome und Verhandlungen, alter Waffen und Putzwerke, in alte Rathhäuser, Kirchen, Klöster, Palläste und Reichsstädte eintritt, und sich nicht in ein abgelebtes Jahrhundert versetzt fühlte? Bei

ei-

einer Reise durch Deutschland findet man oft im Bezirk weniger Meilen alte, mittlere, junge und die jüngste Zeiten bei einander; hier haucht man noch die Luft des zwölften, dort singt man Weisen des sechzehnten, zehnten, vierten Jahrhunderts; auf einmal steigt man in Cabinette, die unter dem üppigen Herzog-Regenten angeordnet, in Galerien, die unter Ludwig 14. gesammlet, und endet mit Anstalten, die für's zwanzigste Jahrhundert ersonnen zu seyn scheinen. So unterrichtend dies Chaos für einen Reisenden seyn mag: so verwirrend und unterdrückend müßte es für den Bewohner seyn, wenn sich die menschliche Natur nicht an Alles gewöhnte. „Herr, er „stinket schon, sagte jene traurige Schwester, denn „er hat schon vier Tage im Grabe gelegen.„ Bei manchen Einrichtungen könnte man vier Jahrhunderte sagen; und noch riechen sie ihren Brüdern und Schwestern nicht übel. Diese sind an den Duft gewöhnt, und er ist ihnen nahrhaft.

Das lehrreichste Theater dieser Lebensepochen und Weltalter scheint mir Italien. Auf ihm kannst du unter Aegypten, Griechen, Römern, Etruskern, ja wenn du willt, unter Sinesen, Indiern und Madagaskaren seyn; du kannst im einzigen Rom von Romulus bis auf Diokletian das Heidenthum, von Constantin an bis zu Pius das Christenthum verfolgen; in ihm und den Italienischen Provinzen kannst du, wie es dir gefällt, in funfzehn = sechzehn = oder achtzehnten Jahrhunderte leben; und wenn du den Denkmalen der Natur nachgehest, so triffst du Ueberlebungen an, die dich über den Rand der Geschichte hinausführen. Es gehört ein weit Gemüth dazu, alle diese Scenen zu fassen, zu unterscheiden, und zu ordnen; sodann aber scheinen sie ein Compendium aller Geschichte, das uns zuletzt, ich weiß nicht mit welcher angenehmen, aber auflösenden Schwermuth überströmet.

The cloud-capt tow'rs, the gorgeous palaces,
the ſolemn temples, the great globe itſelf
yea all who it inherit, ſhall diſſolve
and like an unſubſtantial pageant faded
leave not a rack behind; we are ſuch ſtuff
as dreams are made of, and our little life
is rounded with a ſleep. . .

Genug vom Schlaf und Erſterben; laſſet uns jetzt vom Wachen und der Verjüngung reden. Wie geſchieht dieſe? Durch Revolutionen?

Ich geſtehe, daß mir in der neueren Modeſprache wenige gemißbrauchte Worte ſo zuwider ſind, als dieſes, weil es von ſeinem ehemaligen reinen Sinne ganz abweicht, und die ſchädlichſte Verwirrung der Gedanken mit ſich führet. In der Aſtronomie nennen wir Revolution eine nach Maas und Zahl und Kräften beſtimmte, in ſich zurückkehrende Bewegung der groſſen Weltkörper,

die nicht nur in sich selbst die stilleste Ordnung ist, sondern auch im Zusammenhange mit andern harmonischen Kräften das Reich einer ewigen Ordnung gründet. So drehet die Erde sich um sich selbst und macht Tage und Nächte; mit ihnen ordnet und regelt sie der Geschöpfe Schlaf und Wachen, ihre Ruhezeit und ihren Kreis der Geschäfte. So wandelt die Erde um die Sonne und erschaffet das Jahr, mit ihm die Jahreszeiten, mit ihnen den Wechsel der Arbeit und des menschlichen Vergnügens. Die Revolution des Mondes um unsre Erde giebt dem Meere Ebbe und Fluth, der Witterung, den Krankheiten und vielleicht selbst dem Wachsthum der Pflanzen ihre Perioden. In einem solchen Verstande ists nützlich, auf Revolutionen zu merken: denn in ihnen bemerken wir einen in sich selbst wiederkehrenden Lauf der Dinge, und in diesem die Gesetze einer daurenden Ordnung. Nichts ist in einem solchen Laufe abgebrochen, hingeworfen, Vernunftlos;

keine Zerrüttung ist in ihm, sondern ein leise geschwungener Faden der Erhaltung. Revolutionen dieser Art sind der Tanz der Horen um Jupiters Thron, der Siegeskranz des Gottes, nachdem er das Chaos bezwungen, auf seinem unsterblichen Haupte.

Auch, wenn wir vom Himmel diesen Begrif der Revolutionen auf die Erde ziehen wollen, kann er nicht anders als der Begrif eines stillen Fortganges der Dinge, einer Wiederkehr gewisser Erscheinungen nach ihrer eigenen Natur, mithin des Entwurfs einer fortwirkenden Weisheit, Ordnung und Güte seyn. So spricht man von Revolutionen der Künste und Wissenschaften, d. i. von einem periodischen Wiederkommen derselben, dessen Ursachen man in der Geschichte zu erforschen sucht, und sie gleichsam astronomisch berechnet. So sprachen die Pythagoräer von Revolutionen der menschlichen Seele, d. i. von einer periodischen Rückkehr derselben in andre Ge-

stalten. So untersuchte man die Gesetze der Revolution menschlicher Gedanken, wenn diese aus der Vergessenheit ins Gedächtniß wiederkehren, wenn Träume und Begierden, wenn entschlafene Thätigkeiten und Leidenschaften zurückkommen, u. s. In allem diesem suchte man Gesetze einer verborgenen, stillen Naturordnung.

Scheußlich aber hat sich die Bedeutung dieses Worts verändert, da man in den barbarischen Jahrhunderten von keiner andern Revolution als von Eroberungen, von Umwälzungen, Unterdrückungen, Verwirrungen ohne Absicht, Ziel und Ordnung wußte. Da hieß Revolution, wenn das Unterste zu Oberst gekehrt ward, wenn durch das sogenannte Recht des Kriegs ein Volk sein Eigenthum, seine Gesetze und Güter mehr oder minder verlohr, oder durch das Recht der Monarchie alle die sogenannten Rechte geltend gemacht wurden, die St. Thomas, Machiavel und Naudè aus wirklichen Begebenheiten nachher

aufnahmen und in Capitel brachten. Da hieß Revolution endlich, wenn Minister thaten, was die Fürsten selbst nicht mehr thun mochten; oder wenn hie und da das Volk des unternahm, was es selten so geschickt als Könige oder Minister ausführte. Das gab nun die zahlreichen histoires des revolutions, ein so gangbarer Titel der Bücher, als sein Inhalt meistens unverständig, oder abscheulich ist. Den Begrif von Zweck und Absicht verlor man beinahe ganz aus dem Gesicht; die Geschichte ward ein Gemählde von Verwirrungen ohne Entwicklung: denn hinter dem Ausgange einer jeden sogenannten Revolution sahe es bunter aus in den Reichen, als vorher. Revolutionen dieser Art, sie entspringen von wem sie wollen, sind Zeichen der Barbarei, einer frechen Macht, einer tollen Willkühr; je mehr die Vernunft und Billigkeit der Menschen zunimmt, desto seltner müssen sie werden, bis sie sich zuletzt ganz verlieren. Dann wird das Wort Revolu-

tion

tion wieder in seinen reinen und wahren Sinn zurückkehren, daß es einen nach Gesetzen geordneten Lauf der Dinge, eine friedliche Rückkehr der Begebenheiten in sich selbst, auch in der Geschichte bedeute. In dieser Absicht allein ist diese des Studiums werth: denn an den Revolutionen wilder Elephanten, wenn sie Bäume ausreissen und Dörfer verwüsten, ist nicht viel zu lernen.

Um also mit diesem befleckten Wort nicht zu verführen, und etwa eine tödtende Gewaltsamkeit zur Arznei menschlicher Uebel zu machen, wollen wir auf dem Wege der heilenden Natur bleiben. Nicht Revolutionen, sondern Evolutionen sind der stille Gang dieser grossen Mutter, dadurch sie schlummernde Kräfte erweckt, Keime entwickelt, das zu frühe Alter verjünget, und oft den scheinbaren Tod in neues Leben verwandelt. Lasset uns sehen, was das Mittel in sich fasse, und wie es heile.

Wenn wir der Natur Einen Zweck auf der Erde geben wollen, so kann solcher nichts seyn,

als

als eine Entwickelung ihrer Kräfte in allen Gestalten, Gattungen und Arten. Diese Evolutionen gehen langsam, oft unbemerkt fort, und meistens erscheinen sie periodisch. Auf die Nacht des Schlafs folgt der Morgen des Erwachens; unter dem Schatten Jener hatte die Natur Kräfte gesammlet, Diesem, dem Morgen, munter zu begegnen. In den Lebensaltern der Menschen dauert die Kindheit lange; langsam wächset Körper und Geist, bis mit zusammengenommenen Kräften die Blume der Jugend hervorbricht und die Frucht späterer Jahre allmälich reifet. Sehr unrecht hat man diese Perioden der Entwicklung Revolutionen genannt: Hier revolvirt sich nichts, aber entwickelt (evolvirt) werden die Kräfte. Immer kommen verborgenere, tieferliegende zum Vorschein, die ohne manche Vorhergehende nicht thätig werden konnten. Deßwegen machte die Natur Perioden; sie ließ dem Geschöpf Zeit, von einer überstandenen Anstrengung sich zu erholen, um eine andre noch

schwe-

schwerere frölich anzufangen und zu vollenden: denn ohne Zweifel sind, wenn das Gewächs die Blume hervortreibt, oder sich in ihr die Frucht bildet, innigere, feinere Kräfte regsam, als da der Saft in den Stengel trat, und sich die untersten Blätter an ihm erzeugten. Nicht eher verläßt die Natur, dem ordentlichen Laufe nach, ihr Geschöpf, als bis alle physischen Kräfte desselben in Anwendung gebracht, das Innerste gleichsam herausgekehrt, und die Entwicklung, der bei jedem Schritt eine gütige Epigenese beitritt, so vollendet ist, als sie unter gegebnen Umständen vollendet werden konnte.

Man ist gewohnt, jedes einzelne, zumal lebendige Wesen, als ein isolirtes Ganze zu betrachten; eine nähere Ansicht aber zeigt, daß es mit Boden, Klima, Witterung, mit dem periodischen Athem der ganzen Natur zusammenhängt, daß es eben hiernach länger oder kürzer dauert, früher alt wird, oder sich leichter verjünget. Der

Mensch,

Mensch, ein vernünftiges, moralisches und politisches Geschöpf, lebt vermöge dieser Fähigkeiten und Kräfte in einem eignen, unendlich weiten Elemente. Seine Vernunft hängt mit der Vernunft andrer, seine moralische Bildung mit dem Betragen andrer, seine Anlage sich als ein freies Wesen selbst und mit andern zu constituiren, hangt mit der Denkart, der Billigkeit und der wirksamen Unternehmung Vieler so genau zusammen, daß er außer diesem Element ein Fisch auf trocknem Lande, ein Vogel in Luftleerem Raum seyn muß. Seine besten Kräfte ersterben; seine Fähigkeit bleibt ein todtes Vermögen, und alle Anstrebung außer Zeit, Ort und Mithülfe der Elemente ist wie das Erscheinen einer Blume mitten im Winter. Die Natur macht Jahrszeiten, sie fördert Kräfte, sie fördert sie auch im Menschengeschlechte. Einzelne Menschen, Stände, Corporationen, ganze Gesellschaften und Völker können mit diesem Strome nur fortgehn; sie haben alles gethan, wenn sie in seinem Laufe klug

steuren. Glaube doch niemand, daß wenn alle Regenten auf der Erde vom stolzesten Negerkönige an bis zum mächtigsten Khan der Tatarn sich zusammen verbänden, das Heute zum Gestern zu machen, und die fortgehende Entwicklung des gemeinsamen Menschengeschlechts, sie möge zur Jugend oder zum Alter führen, auf immerhin zu hindern, daß sie damit jemals zum Zweck kämen. Für weise Regenten kann dies auch nie ein Zweck werden, eben weil in der ganzen fruchtlosen Bemühung kein Verstand ist.

Ein weiser Fürst wird sich also stets als einen Haushälter, nicht als einen Gegner der Natur betrachten; vielmehr jeden Umstand, den sie ihm darbeut, aufs beste zum Besten wenden. Hier fallen Blätter ab, dort liegt schon ein ganzer Herbst von Blättern im Leichengewande; er wird dieselbe nicht an ihre vorige Stellen auf Zweige und Gipfel setzen wollen: denn kann er ihnen ihre vorige Frische, vermag er ihnen den

Saft

Saft wiederzugeben, der sie einst mit dem Baum zu einem lebendigen Ganzen machte? Vermag er dieses aber nicht, wie? wenn er sich mit einem falben Kranz verwelkter Blätter kränzen wollte, weil sie ehedem etwas anders, als sie jetzt sind, waren? Was die Natur nicht halten konnte, wollte das der Gärtner halten? und zwar ihren Zwecken nicht gemäß, sondern gerade zuwider? Unendlich schöner ist das Werk, der Natur nachzugehn und auf ihre Zeiten zu merken, Kräfte zu wecken, woirgend sie schlummern, Gedanken, Thätigkeit, Erfindung, Lust und Liebe zu befördern, in welchem Felde nützlicher Beschäftigungen es auch seyn möge. Endlich kommt die Nothwendigkeit und treibt mit einem eisernen Scepter; wer der Vernunft und Billigkeit dient, kommt der Nothwendigkeit zuvor, und darf oft mit Oberons Lilienstabe nur winken, so sprießen hier statt der verwelkten neue Blumen, so reifen dort, wenn die Blüthenzeit vorüber ist, nährende Früchte.

Der jungen Sprosse kommt er zu Hülfe, und nimmt sie in Schutz gegen das unterdrückende Unkraut. Den alten wilden Baum hauet er nicht ab, sondern impft ihm mildere Früchte ein, und der verjüngte Baum wird sich selbst seines edleren Daseyns wundern. Ein kleiner Vorsprung solcher Art, den Ein Volk vor dem andern nahm, hat ihm oft auf Jahrhunderte unerreichbare Vorzüge gegeben. Daß England in einigen Constitutions- Finanz und Handelspunkten das was in andern Nationen lange vorher keimte, aber aus Thorheit und Leidenschaft unterdrückt ward, nur etwas früher annahm und zur Anwendung brachte; dies hat ihm die Stelle gegeben, auf welcher es jetzt steht. Nach mancherlei gewaltsamen Revolutionen, die wie blutige Gewitter-Regen vorübergingen, gelang es eben der friedsamsten, der stillsten Revolution eine neue Wirksamkeit zu erregen, und dadurch das Glück einer lebendigen Verfassung auf Jahrhunderte hin zu gründen. Hätte es zu Wil-

helms 3. Zeiten die Feudal- Kriegs- und Forstgesetze Wilhelms des Eroberers erneuern wollen, wo wäre es jetzt?

Alle Stände und Einrichtungen der Gesellschaft sind Kinder der Zeit; diese alte Mutter gebahr, nährte, erzog sie; sie schmückte, stattete sie aus, und nach einem langen oder kurzen Leben begräbt sie sie, wie sie sich selbst begräbt und wieder verjünget. Wer also sein Daseyn mit der Dauer eines Standes oder einer Einrichtung verwechselt, macht sich selbst unnöthige Plage; was vor Dir war, wird auch hinter Dir seyn, wenn es seyn soll. Handle, so viel an Dir ist, klug und weise; ihren grossen Gang wird die Zeit gehen und das Ihrige vollenden. Du für Deine Person, sei mehr als dein Stand ist: so wirst du in ihm, er altre wie er wolle, für dich selbst und für andre stets jung seyn, ja in der dunkleren Nacht wirst du als ein helleres Gestirn glänzen. Wer sich nicht über die Brustwehr seines Standes erhebt,

ist kein Held in demselben; hinter ihr mag er kriechen, sitzen oder liegen. Der Stand als solcher macht nur Puppen; Persönlichkeit macht Werth und Verdienst. Jemehr jene träge, todte Hülle, die den besten wie den schlechtsten Kern verbirgt, dahin sinkt; desto entschiedener wird der schöne, reifere Kern sichtbar. Gewiß ists also kein Rückgang, vielmehr eine Evolution der Zeiten, wenn der Stand nicht Alles seyn kann, sondern man in jedem Stande Personen, Menschen, wirkende Geschöpfe zu sehen begehret. Und da ohne neueinbrechende Barbarei, bei den täglichvermehrten Bedürfnissen Europa's dies Gefühl nothwendig zunehmen muß: so bleibt nur Ein Rath übrig, der Jeden vor der Veraltung seines Standes sichert: „sei Etwas in deinem Stande; „sodann wirst du der Erste seyn, die Fehler desselben einzusehn, zu vermeiden, und zu verbessern. „Sein Alter wird in dir verjüngt dastehn, eben „weil etwas in Dir ist, das jede Form schmücken „würde, und in jeder Form lebet.„

Der

* * *

Der vortrefliche Paolo Sarpi hat eine Abhandlung geschrieben, deren Titel mich sehr reizte. Er hieß: „**wie Meinungen in uns gebohren werden und sterben**„ ich war auf ihren Inhalt sehr begierig. Ob ich nun gleich aus Foscarini's Auszuge bei Griselini sah, daß sie, was ich vermuthete, nicht eigentlich enthalten möchte: so kam mir diese vortrefliche Aufgabe doch mehrmals in die Gedanken. Viel sind der Wege, auf denen wir von der frühesten Kindheit an zu Meinungen gelangen, mit denen wir uns Leib und Seele überkleiden; viele davon halten sehr vest, und die albernsten haben wir meistens hinter unsre innerste neunte Haut verborgen, wo sie ja niemand antaste! Unglücklicher Weise tastet sie die Zeit dennoch an, oft mit sehr rauhen Händen; und wer nun, um sein Leben, d. i. Vernunft, Ruhe und das Selbstgefühl eines inneren Werthes zu retten,

dem antastenden Satanas nicht Haut und Haar von Meinungen lassen kann, der ist in übeln Händen. Denn was bloße oder gar falsche Meinung ist, geht im scharfen Feuer der Läuterung gewiß unter. Ists nicht aber etwas Besseres, was dagegen empor kommen soll? Statt der auf Autorität, oder gar, wie Franklin erzählt, aus Höflichkeit angenommenen Meinungen soll Wissen aus Ueberzeugung, Vernunft durch eigne Prüfung bewährt, und eine selbst-errungene Glückseligkeit unser Theil werden. Der alte Mensch in uns soll sterben damit eine neue Jugend emporkeime.

„Wie aber soll das zugehen? Kann der Mensch „in seiner Mutter Leib zurückgehen und gebohren „werden?„ Auf diesen Zweifel des alten Nikodemus kann keine andre Antwort gegeben werden, als: „Palingenesie!„ Nicht Revolution, aber eine glückliche Evolution der in uns schlummernden, uns neu-verjüngenden Kräfte.

Was

Was wir Ueberleben unsrer selbst, also Tod nennen, ist bei bessern Seelen nur Schlummer zu neuem Erwachen, eine Abspannung des Bogens zu neuem Gebrauche. So ruhet der Acker, damit er desto reicher trage: so erstirbt der Baum im Winter, damit er im Frühlinge neu sprosse und treibe. Den Guten verlässet das Schicksal nicht, so lange er sich nicht selbst verläßt, und unrühmlich an sich verzweifelt. Der Genius, der von ihm gewichen schien, kehrt zur rechter Zeit zurück, und mit ihm neue Thätigkeit, Glück und Freude. Oft ist ein Freund ein solcher Genius; oft ists ein unerwarteter Wechsel der Zeiten. Opfre diesem Genius, auch wenn du ihn nicht siehest; hoffe auf das zurückfehende, wiederkehrende Glück, wenn du es gleich entfernt glaubest. Ist die linke Seite dir wund, lege dich auf die rechte; hat der Sturm dein Bäumchen hieher gebeugt; suche es dorthin zu beugen, bis es wieder seine aufstrebende Mitte erreiche. Du

hast dein Gedächtniß ermattet; bilde deinen Verstand. Du hast dem Scheine zu emsig nachgestrebet, und er hat dich betrogen; suche das Seyn, für dich selbst; es kann dich nicht trügen. Unverdienter Ruhm hat dich verwöhnet; danke dem Himmel, daß du sein los bist, und suche den, der dir nicht geraubt werden kann, in eigenem Werthe. Nichts ist ehrwürdiger und edler, als ein Mensch, der, Trotz des Schicksals, in seiner Pflicht beharret, und wenn er von aussen nicht glücklich ist, es wenigstens zu seyn verdienet; er wirds zu seiner Zeit gewiß werden. Die Schlange der Zeit wechselt oft ihre Häute, und bringt dem Mann in der Höle, wo nicht den fabelhaften Juweel auf ihrem Haupt oder die Rose in ihrem Munde, so doch Kräuter der Arznei zur Vergessenheit des Alten und zur Wiedererneurung.

Die Philosophie ist reich an Mitteln, die uns über erlittene Unfälle trösten sollen; unstreitig aber

ist

ist das beste Mittel dagegen, wenn sie uns stärkt, neue Uebel zu ertragen, und uns ein vestes Beruhen auf uns selbst mittheilt. Der meiste Wahn, der unsre Seelenkräfte schwächt, kommt von aussen; nun aber sind wir nicht die Gegenstände um uns her. Traurig ists freilich, wenn einem Menschen die Lage, in der er lebt, mit allen ihren Umständen und Kostbarkeiten so verleidet, so verbittert ist, daß er auch keine Traube und Blume derselben anrühren mag; sie zerfallen ihm unter der Hand zu Asche, wie jene Sodomsfrüchte. Indessen ist Er doch nicht die Lage: er ziehe, wie die Schildkröte die Glieder ein, und sei was er seyn kann und seyn soll. Je mehr er vom Erfolg seiner Handlungen wegsiehet: desto mehr ruhet er in der Handlung; dadurch wird die Seele stärker, und belebet sich wie eine neuaufspringende Quelle. Die Quelle berechnet nicht, über welche Erdlagen ihr Strom fliessen, welche fremde Theile er annehmen, und wo er endlich

versiegen werde; sie strömt aus eigner Fülle, in unaufhaltsamer Bewegung. Was Andre uns von uns selbst zeigen, ist nur der Schein; er hat immer einigen Grund und ist nie ganz zu verachten; es ist aber nur der Wiederschein in ihnen, der von ihrer eignen, oft zerbrochnen und düstern Gestalt zurückgespielt wird, nie unser Wesen. Laß das kleine Gewürm um und über Dich kriechen, und sich äuserst bemühen, daß man dich für todt halte; sie wirken in ihrer Natur, wirke Du in der Deinen und lebe. Ueberhaupt hält uns unsere Brust, unser Charakter viel mehr und länger aufrecht empor, als alle Spitzfindigkeit des Kopfs und jede Verschlagenheit des Geistes. Im Herzen leben wir, nicht in den Gedanken. Meinungen andrer können ein günstiger oder feindlicher Wind seyn in unsre Segel; Umstände können uns, wie das Meer die Schiffe, hier festhalten, dort gewaltig fördern; Schiff und Segel, Compaß Steuer und Ruder sind aber doch unser. Ergraue

al:

also nie wie der alte Tithonus, im Wahn, daß deine Jugend dahin sei; vielmehr fahre, mit neuerweckter Thätigkeit, täglich aus deinen Armen eine neue Aurora.

* * *

Noch sollte ich von dem unsern Zeiten so angemessenen größern Problem reden: ob auch Völker, Länder und Staaten veralten, oder sich wieder verjüngen können? und durch welche Mittel dies geschehe? Die Meinungen sind über diese Frage sehr getheilt, und da jede für sich Beispiele aus der Geschichte anzuziehen weiß: so zeigt eben diese Verschiedenheit der Antworten schon von der Unbestimmtheit der Frage. Was kann bei einem Volk, in einem Lande und Staate veralten? was kann, was soll bei ihm verjüngt werden? Ist es der Boden? die Luft? der Himmel? und wie werden diese ins Bessere oder Schlechtere verändert? Sind es Aecker, Wiesen, Wälder, Salz-

queb-

quellen, Bergwerke, Bäume? oder ists ihre Bearbeitung, der Gewinn und die Anwendung ihrer Producte? Sind es diese allein, oder ists der Mensch selbst, sein Geschlecht, seine Sitten, seine Erziehung und Lebensart, seine Grundsätze und Meinungen, seine Verhältnisse und Stände? Und wie werden diese verändert? Durch Reden und Schriften, oder durch Einrichtungen und ein Zweckmäßig-fortgesetztes Handeln? Und welchen Zweck soll diese Veränderung erreichen? Den Ueberfluß Weniger? Die Bequemlichkeit und Trägheit Vieler? oder die Glückseligkeit Aller? Und worinn bestehet diese? In Künsten und Wissenschaften? im Scheine oder im Seyn? in schwatzhafter Aufklärung oder in wahrer Bildung? Alle diese und vielleicht mehrere Fragen müßten mit feiner Rücksicht auf Ort, Zeit und Umstände, mit Zusammenhaltung älterer Beispiele und ihrer Folgen erörtert werden, woraus sich alsdenn vielleicht ergäbe:

1) Daß Land und Volk nie oder sehr spät veralten; daß aber Staaten, als Einrichtungen der Menschen, als Kinder der Zeiten, ja oft als blosse Gewächse des Zufalls, glücklicher Weise Alter und Jugend, mithin eine immer fortgehende unmerkliche Bewegung zum Wachsthum, zur Blüthe, oder zu Auflösung haben.

2) Daß Menschen, oft einzelne Menschen diese Perioden verzögern oder befördern können, ja daß man sie meistens durch die entgegengesetzten Mittel befördere.

3) Daß wenn Kräfte im Streben sind, sowohl zur Blüthe als zur Auflösung, ihr Gang schneller sei und sich ihnen Alles zu assimiliren scheine, bis kleine Umstände, oft wiederum einzelne Menschen, dem Strom eine andre Richtung geben, die abermals ein Resultat der lebendigen Gegenwart der Dinge ist, ob sie gleich bisweilen eine Wirkung des Zufalls scheinet.

4) Das endlich, um jenen fürchterlichen Anfällen, die man Staatsumwälzungen nennet und die dem Buch der Menschenordnung ganz fremde werden sollten, zuvorzukommen, der Staat kein andres Mittel habe, als das natürliche Verhältniß, die gesunde Wirksamkeit aller seiner Theile, den muntern Umlauf seiner Säfte zu erhalten oder wiederherzustellen, und nicht gegen die Natur der Dinge zu kämpfen. Früher oder später muß die stärkste Maschine diesem Kampf unterliegen; die Natur aber altert nie, sie verjünget sich periodisch in allen ihren lebendigen Kräften.

Die schüchterne Natur des Menschen, die immer mit Furcht und Hoffnung umgeben, oft ferne Uebel als gegenwärtig ahndet, und Tod nennet, was ein gesunder Schlummer, eine nothwendige, Heilbringende Erholung ist, betrügt sich meistens in ihren Weissagungen über Länder, und Reiche. Es schlafen Kräfte, die sie nicht gewahr wird; es ent-

entwickeln sich Fähigkeiten und Zeitumstände, auf die sie nicht rechnen konnte; gewöhnlich aber steuert unser Urtheil, wenn es auch wahr ist, zu sehr auf Eine Seite „Soll Dies leben, sagt man, „so muß Jenes sterben„; ohne das man bedenkt, ob nicht Beides leben und sich einander günstig mittheilen möge. Den guten Bischof Berkelei, der kein Poët war, begeisterte sein wohlthätiger Eifer für Amerika zu folgenden prophetischen Versen, die ich mit einer, wiewohl sehr freien Uebersetzung mittheilte:

Verses on the Prospect of Planting *Arts* and *Learning* in *America*. By the late Dr. Berkeley, Bischop of Cloyne. 1725.

The Muse, disgusted at an age and clime,
Barren of every glorious theme,
In distant lands now waits a better time,
producing subjects worthy fame;

In

In happy climes, where from the genial ſun
And virgin earth ſuch ſcenes enſue,
the force of art by nature ſeems outdone
and fancied beauties by the true:

In happy climes, the ſeat of innocence,
where nature guides and virtue rules,
where men ſhall not impoſe for truth and ſenſe
the pedantry of courts and ſchools:

There ſhall be ſung another golden age,
the riſe of empire and of arts,
the good and great inſpiring epic rage,
the wiſeſt heads and nobleſt hearts.

Not

Not ſuch as Europe breeds in her decay;
ſuch as ſhe bred, when freſh and young,
when heav'nly flame did animate her clay,
by future poets ſhall by ſung.

Weſtward the courſe of empire takes its way;
the four firſt acts already paſt,
A fifth ſhall cloſe the drama with the day;
Time's nobleſt offspring is the laſt.

Die Muse, matt der Gegend, matt der Zeit,
und matter noch des Ruhmes, den sie pries,
erhebt den Fittig schon, (noch ohne Flug,)
und suchet beßre Helden, bessern Ruhm,

In jüngern Gegenden der Erde, wo
Natur von Kunst, die Wahrheit von dem
Schein,
Genuß von Phantasie, von Ränken Kraft
und Unschuld noch nicht überwachsen ist.

Da suchet sie ein jungfräuliches Land,
zu stiften eine neue goldne Zeit,
in der das Gute groß ist, und der Ruhm
den Edelsten, den Weisesten nur krönt.

Ein jüngeres Europa suchet sie,
nicht das veraltende, mühselige,
wo Hof, Gericht und Schulen, Kirch' und Staat
ein einzger grosser Pedantismus sind.

O Muse, nimmst du Westwärts Deinen Flug?
Dort zu beginnen unsern fünften Act:
(Denn vier sind schon vorüber,) daß das Werk
der Zeiten ende mit dem schönsten Schluß?

So weissagte der gutmüthige Bischof, und wenn seinem Geist anjetzt ein Blick über das aufstrebende Amerika würde: so würde er vielleicht mit eben demselben Blick gewahr, daß auch in den Armen seines alten Tithonus, Europa, eine neue Aurora schlummre. Nicht vier, kaum drei Acte sind im großen Schauspiele dieses auch jungen

Welt-

Welttheils vorüber; und wer sagt uns, wie oft noch der alte Tithonus des Menschengeschlechts sich auf unserm Erdball neu verjüngen könne, neu verjüngen werde?

Staatliche Bibliothek Bamberg

91

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Zerstreute Blätter

Bd.: 4

(1792)

Bamberg, Staatsbibliothek -- AGB E 77(4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11418524-5
VD18 90397649